

4
Bavar.
1458

instr. 10.3.76

4^o Bav 1458

Popp

R

ABHANDLUNG
GRABHÜGEL

**WELCHE BEI AMBERG (IM REGEN - KREISE BAIERNS)
ENTDECKT WURDEN.**

VON
DAVID POPP,
EHEMALS PROFESSOR IN AMBERG, ITZT PFARRER
BEI S. MORIZ IN INGOLSTADT.

MIT 4 STEIN - ABDRÜCKEN.

INGOLSTADT.

BEI ALOIS ATTENKOVER, BUCHDRUCKER UND BUCHHÄNDLER.

1821.

12 D

ABHANDLUNG

ÜBER EINIGE ALTE

GRABHÜGEL

IN DER GEGEND VON (IM RHEIN - NIESE - TALEIN)

ENTDECKT WURDEN



VORREDE.

Das seit einiger Zeit wieder rege gewordene Bestreben, die Alterthümer in unserm deutschen Vaterlande aufzusuchen, und die Aufmerksamkeit, welche man dergleichen Forschungen und Entdeckungen schenket, war für mich der vorzüglichste Grund, warum ich hoffte, dass die Herausgabe dieser Abhandlung, — wenigstens hinsichtlich des Stoffes, — nicht ungünstig dürfte aufgenommen werden.

Über die Bearbeitung meines Gegenstandes habe ich nur Folgendes zu erinnern. Ich machte es mir, besonders bei Angabe des Zweckes oder Gebrauches der vorgefundenen Merkwürdigkeiten, zum unverbrüchlichen Gesetze, die aus eigener Ansicht bei den Grabungen geschöpfte Gewissheit genau von blosser Wahrscheinlichkeit zu sondern, und für beide meine Gründe anzugeben, übrigens aber den gänzlichen Mangel an Entscheidungsgründen frei und offen zu gestehen.

In der ersten oder beschreibenden Abtheilung dieser Abhandlung fürchte ich von manchem Leser den Vorwurf, dass ich mich zu weitläufig über einige Gegenstände z. B. Grabhügel, Skelette und dergleichen verbreitet habe; allein es leitete mich dabei das Streben, die Sache von allen Seiten, und für jede Art Leser zu erörtern, und der Gedanke, dass Manches, was dem einen Leser unbedeutend oder kleinlich dünken mag, für den andern wichtig und anziehend seyn könne.

Noch grössere Nachsicht bedarf die zweite, die historische Abtheilung. Vieles musste ganz unerörtert bleiben, oder nur als wahrscheinlich und zweifelhaft dargestellt werden, was sich vielleicht zur vollen Gewissheit hätte bringen lassen, hätte mich der Mangel literarischer Hülfsmittel nicht so sehr beengt.

Die schon öfter in Schriften geäusserte Meinung über den sehr frühzeitigen Ansitz der Slaven in mehrern nunmehr deutschen Ländern wurde bisher nicht mit sonderlichem Beifalle aufgenommen, oder gar verworfen. Ob meine angegebenen Gründe für diese weiter und auf die alten Sueven ausgedehnte Meinung für zureichend befunden, oder durch überwiegende, stattliche Gegengründe widerlegt werden können, muss ich dem Urtheile gelehrter Geschicht- und Sprachforscher, und unbefangener Richter überlassen.

Die beigelegten Zeichnungen, hoffe ich, sollen ihrem Zwecke entsprechen, und die bei dergleichen Beschreibungen nöthige Versinnlichung gewähren; sie wurden unter meinen Augen gefertigt und ich kann für ihre Richtigkeit bürgen. Hinsichtlich des Maassstabes stellen sie den Gegenstand um die Hälfte verkleinert dar, wenn sie ohne besonders daneben stehendes Zeichen sind; wo aber ein Asterisk (*) steht, haben die Zeichnungen ganz die natürliche Grösse des abgebildeten Gegenstandes.

Das im Texte öfter angegebene Längenmaass ist der baierische Duodezimalfuss, welcher sich zu dem allbekannten ehemaligen Königlichen Pariserfuss verhält = 7200 : 6469.

Ingolstadt im Monate Mai 1821.

Der Verfasser.



Amberg (die Hauptstadt der ehemaligen Provinz *Oberpfalz*, gegenwärtig zum Regenkreise des Königreiches *Baiern* gehörig) liegt in einem angenehmen, fleissig angebauten Thale, durch welches, so wie durch die Stadt selbst, die *Vils* — in der Richtung von Norden nach Süden fliesst. Am rechten Ufer des Flusses, nordwestlich von der Stadt, erhebt sich ein kleiner, zum Theil kahler Bergrücken, der seit vielen Jahrhunderten eine ergiebige Ausbeute an Eisenerz liefert, — der *Erzberg*. Am linken Ufer liegt eine Reihe von Bergen und Hügeln (in der Richtung von Norden gegen Süden, fortlaufend an der östlichen Seite der Stadt in einer Ferne von etwa $1\frac{1}{4}$ Meile), welche sich allmählich in ein Thal verlieren. Sie sind grössten Theiles mit Nadelholz (Tannen, Fichten, Föhren oder Kiefern) und wenigen Eichen bewachsen, und gehören zu dem Walde, der den Namen *Wagrain* (nach älterer Schreibart *Wokrain*, *Wakrain*, *Bakrein*) führet. Auf der beträchtlichsten dieser Anhöhen stand in ältern Zeiten ein Schloss, an dessen Stelle nachher eine sehr schöne Kirche — *Mariähülfskirche* — erbauet ward, die diesem Theile des Berges den Namen *Mariähülfsberg* gab. Von da, in allmählicher Niederung, biegt der Bergwald nach Südost ab, und über diesen Abhang führt ein Vizinalweg von Amberg nach dem ($1\frac{1}{2}$ Meile entfernten) Dorfe *Rägering*, (*Raigering*, *Rackering*).

Hier — an diesem Abhange, in der Nähe des eben genannten Vizinalweges — war es, wo die entdeckten Grabstätten und die darin gefundenen

Merkwürdigkeiten uns ehemalige, bis itzt unbekannte Bewohner der Gegend verriethen, und einige — wenn auch nicht ganz befriedigende Aufschlüsse über die graue Vorzeit, und die Menschen, welche ihr angehörten, hinterlassen haben.

Im Monate März 1816 wurde genannter Vizinalweg ausgebessert, und die dazu nöthigen Steine in dem Walde, wo sie zunächst bei Handen waren, ausgegraben. Die Arbeiter stiessen bei dieser Gelegenheit auf einige ungewöhnliche Werkzeuge von einem ihnen unbekannten Metalle. Erst nach Verlauf einiger Wochen kam der Königliche Rath und Professor Titl *Graf* von diesem Funde in Kenntniss, und brachte die bisher ausgegrabenen Geräthschaften dadurch an sich, dass er sie den Arbeitsleuten theuer abkaufte, und bewirkte dadurch, dass desto fleissiger darauf geachtet, und Nichts anders wohin verschleppt oder verheimlicht wurde.

Ihm gebührt daher das Verdienst, diese so merkwürdigen Alterthümer gerettet, und sogleich eine zweck- und planmässige Nachgrabung veranlasst zu haben. Denn von nun an wurde das weitere Steingraben eingestellt, und der Eigenthümer des grössten Theiles dieses Platzes, Herr *Johann Baptist Zottmaier*, bürgerlicher Kunstgärtner in Amberg, liess die vorhandenen Hügel mit dem lobenswürdigsten und seltensten Eifer, mit grosser Aufopferung von Zeit und Mühe, ja mit beträchtlichem Geldaufwande umgraben, und schonte selbst der schönen Baumstämme nicht, wenn es nöthig war, sie zu fällen, um diese Alterthümer ans Tageslicht zu bringen.

Obwohl das Steingraben die erste Veranlassung zur Entdeckung gab, und in so ferne als ein sehr glückliches Ungefähr anzusehen ist, so ist doch von der andern Seite zu bedauern, dass eben dadurch ein und der andere Hügel verwüstet, die Geräthschaften aus ihrer Lage gerissen wurden, und man über die Bestimmung so mancher derselben in Ungewissheit bleiben musste. Erst nachdem man planmässig mit der gehörigen Vorsicht und Behutsamkeit zu

graben anfieng, war man im Stande, aus der Lage oder andern Nebenumständen auf den Gebrauch und Zweck des Gefundenen einen zuverlässigen oder wenigstens wahrscheinlichen Schluss zu machen, und diesen Hieroglyphen durch Zusammenstellung, Vergleichung etc. einen mehr oder minder deutlichen Sinn abzugewinnen.

Die *Resultate* dieser Grabungen und der dabei gemachten Beobachtungen oder angestellten Forschungen sollen hier in *zwei Abtheilungen* dargelegt werden:

Die *erste Abtheilung* enthält die eigentliche Beschreibung der entdeckten Merkwürdigkeiten;

Die *zweite* beschäftigt sich mit der Untersuchung, welchem Zeitalter, — und welchem Volke das hier Gefundene mögte angehört haben.

ERSTE ABTHEILUNG.

BESCHREIBUNG DER ENTDECKTEN MERKWÜRDIGKEITEN.

Ein ordentliches Tagebuch über die Grabungen und über die dabei gemachte Ausbeute würde zwar diesem Zwecke einerseits entsprechen, aber andererseits durch beständige Wiederholungen, durch hie und da zerstreute Bemerkungen über einen und denselben Gegenstand, durch Verbesserung des Vorhergehenden aus dem vollständignern Nachfolgenden u. s. w. nur ermüden, und den ohnehin trocknen Stoff vollends ungeniessbar machen. Ich habe deswegen die in meinem Tagebuch zerstreuten Beschreibungen gehörig zusammen gestellt, und will sie nach gewissen allgemeinen Gesichtspunkten geordnet in zwei Abschnitten darlegen:

Zuerst soll das Lokale der Grabungen — der Begräbnissplatz, die Grabhügel, ihr Bau u. s. w., — und dann die daselbst gemachte Ausbeute in besondern Unterabtheilungen beschrieben werden.

ERSTER ABSCHNITT.

BEGRÄBNISPLATZ, — GRABHÜGEL.

Dass bei verschiedenen Völkern des Alterthumes nicht überall und jeder Zeit die nämliche Art, Leichname zu bestatten, beobachtet wurde, ist eine bekannte Sache. a) Der Leichnam wurde entweder *verbrannt*, und die Überbleibsel nebst der Asche in Gefässe gesammelt und vergraben, oder b) der Leichnam wurde nur auf den Boden hingelegt, und mit Erde und Steinen *bedeckt*, oder c) er wurde in ein mehr oder minder tiefes Grab (wie noch geschieht) gelegt und *ingescharrt*.

Von letzterer Art — nämlich dem *eigentlichen Begraben* — kommt hier gar kein Beispiel vor. Vom *Verbrennen* der Todtenkörper traf man bis itzt nur einen einzigen, ganz zuverlässigen Beweis an; es fand sich nämlich etwa $1\frac{1}{2}$ Schuh tief unter der Erde eine Art Urne mit einem Deckel, beide von sehr grobem Thone, worin noch die *Asche* mit ganz kleinen, angebrannten *Ueberbleibseln von Knochen* war. Noch andere, aber sehr ungewisse Spuren vom Verbrennen der Körper sind etwa 1) eine von dem Umfange der übrigen Hügel etwas entfernte Stelle, welche nach mehrmaligem Umpflügen des daselbst angelegten Ackers noch immer *schwarz* bleibt. Sie lässt zwar auf eine ehemals daselbst gewesene Brandstätte schliessen, aber dabei noch unentschieden, ob diese Brandspuren vom Verbrennen der Leichname oder einer andern Ursache z. B. Kohlenbrennerei, Einäscherung eines ehemaligen Gebäudes u. dgl. herrühren. 2) Einige Klumpen sehr unvollkommen geschmolzenen Metalles (Mischung von Zinn und Kupfer) zeigen noch deutliche Spuren von Werkzeugen oder Geräthschaften, und führen zwar einerseits auf die Vermuthung, dass die den Verstorbenen mitgegebenen Geräthschaften beim Verbrennen der Leichname könnten zusammen geschmolzen seyn, lassen aber andererseits eben so wohl

muthmassen, dass diese Schmelzung bei dem Umgusse abgenützter oder beim ersten Gusse verunglückter Instrumente könnte geschehen seyn.

Alle übrigen Körper fand man auf die oben (lit. b.) genannte, zweite Art beerdigt, nämlich auf die Oberfläche des Bodens gelegt, und mit Steinen und Erde bedeckt; *) die über den Körpern aufgeworfenen Hügel hatten lockere Erde (zum Theil Erde anderer Art) und immer nur so tief, bis man auf eine gleiche Horizontalfläche mit dem übrigen Boden kam. Von da an war die Erde fester, und so wie sie in dieser Gegend allenthalben ist; es fand sich keine weitere Spur eines Körpers **).

Die Bedeckung mit Steinen ist ein auszeichnendes Merkmal aller dieser Gräber, und dienet als zuverlässige Spur zur Entdeckung derselben. Nur die Art, wie diese Steine aufgehäuft wurden, ist nicht immer dieselbe, sondern hängt von der Grösse und übrigen Beschaffenheit der Grabstätten ab.

Die *Hügel* sind nämlich von doppelter Art: Es giebt *kleine, niedere*, — und *grosse, hohe*. Jede dieser beiden Arten verdient hinsichtlich der äussern Gestalt, und des innern Baues eine umständlichere Beschreibung.

1) Die *kleinern Hügel* sind (fast regelmässig) rund, haben 20 — 25 Schuh im Durchmesser, sind in der Mitte nur 3 — 4 Schuh hoh, und verlieren sich in allmählicher Abdachung gegen die Peripherie. Sobald man die Damm-erde von der Oberfläche wegräumt, zeigen sich sogleich mancherlei Steine,

*) Um nicht ein neues Wort schaffen zu müssen, werde ich mich zwar der Ausdrücke: »Beerdigen, begraben, Grab Grabhügel« in der Folge bedienen; aber nicht den heut zu Tage üblichen, sondern den so eben angezeigten Sinn damit verbinden.

**) Geognostische Bemerkungen über Amberg's Umgegend s. im Anhang I.

welche keineswegs in bunter Unordnung aufgehäuft, sondern — theils aufrecht stehend, theils horizontal liegend — ziemlich ordentlich über- und nebeneinander gefügt sind, und mit dazwischen geworfener Erde und Sand eine Bedeckung bilden, worunter die Knochen (oder Ueberbleibsel derselben) anzutreffen sind, und sich in der Mitte, wo die Bedeckung am Höchsten ist, befinden. Je näher man dem Knochenkörper kommt, desto mehr findet man flache und gelegte Steine; je weiter aber auswärts gegen die Peripherie, desto mehr findet man die Steine in aufrechter Stellung und gewölbartig gefügt. Gewöhnlich sind auch noch grosse, plattenförmige Kalk- oder auch Sandeisensteine unter den Knochen, welche als Unterlage des Todtenkörpers dienten, und sobald auch diese weggenommen sind, fängt der ursprüngliche, feste Boden an; man ist dann sicher, dass kein weiterer Fund zu machen ist.

Einige dieser kleinern Hügel sind so nahe an einander, dass man schwer entscheiden kann, ob sie für abgesonderte, einzelne, oder für ein einziges, gemeinschaftliches (etwa Familien-) Begräbniss anzusehen seyen; denn oft ganz nahe beisammen traf man Knochen und Geräthschaften, die ganz bestimmt zu verschiedenen Körpern gehörten.

2) Noch merkwürdiger sind die grössern *Hügel*. Sie stellen einen, oben etwas abgekappten Kegel vor, die Grundfläche des kleinsten derselben hatte 32 —, des grössten bei 60 Schuh im Durchmesser; ihre Höhe betrug 10 — 13 Schuh. — Auch der innere Bau unterscheidet sich von jenem der kleinern Hügel. Denn hier sind nicht nur auf der untersten Fläche mehrere Todtenkörper *nebeneinander*, sondern — in mehrern ziemlich gleich hohen Schichten zu 3 — 4 Schuh — auch *aufeinander* begraben. Die Hügel selbst sind (wahrscheinlich um das Auseinanderweichen bei allmählicher Erhöhung zu hindern) nach der ganzen Ründung mit ordentlich aufgeschichteten Steinen umgeben, welche einen Kranz, oder vielmehr einen starken festen Wall bilden. Dieser Steinkranz fängt bei einigen Hügeln (wahrscheinlich solchen, die schon ursprüng-

lich zur Erhöhung bestimmt waren) an der untersten Grundfläche an, und erhebt sich bis zur oberen Abplattung; die Breite läuft von der äussersten Peripherie der Grundfläche fast 16 Schuhe einwärts, wird dann nach Verhältniss der kegelförmigen Höhe von aussen immer schmaler, und lässt im Innern des Kranzes einen geründeten Raum von 28 Schuh Durchmesser. In diesem innern Raume erst befinden sich die schichtweis begrabenen Todtenkörper. So ist wenigstens der grösste Hügel gebaut.

Andere, ebenfalls hohe Hügel scheinen deutlich auf schon vorhandene, niedere aufgesetzt worden zu seyn; denn nicht nur im innern Raum gegen das Centrum, sondern auch nach aussen zu, und selbst unter den Steinen des Kranzes finden sich Ueberbleibsel von Gerippen, — auch fängt der Steinkranz nicht gleich unten an der Grundfläche, sondern erst 4 Schuhe höher an, und ist nur etwas über 3 Schuhe hoch, und 3 bis 3 $\frac{1}{2}$ Schuh breit; in seinem innern Raume sind wieder Begräbnisse, welche die zweite Schicht ausmachen, und höher hinauf hört der Steinkranz auf, und die dritte Lage oder Schicht der beerdigten Körper ist dann wieder nach Art der niedern Hügel. Jede der drei Begräbnisschichten hat zwei, meistens drei Gräber neben einander, deren jedes für sich mit mehrern oder wenigern Sandsteinen und Erde (meistentheils kegelförmig) bedeckt ist.

Von einer ganz besondern ausgezeichneten Struktur waren noch zwei Gräber in zwei verschiedenen hohen Hügeln. Darin befanden sich flache Steine, die in Form eines Parallelogrammes in 4 Seitenwänden aufgestellt, einen vollkommenen Sarg ausmachten. Die zwei entgegen gesetzten Seiten hatten eine Länge von 7 Schuh, die zwei kleinern Seiten waren nur 3 Schuh lang, die Höhe betrug 1 $\frac{1}{2}$ Schuh; der Boden bestand aus einem Pflaster von flachen Steinen, die Decke aus minder grossen, und nur wenigen Steinen. Es lässt sich wohl kaum zweifeln, dass der fleissigere und zierlichere Bau dieser Gräber eine ehrenvolle Auszeichnung für die hier Bestatteten seyn sollte.

Überhaupt darf man so ziemlich als Regel annehmen, dass bei Eröffnung der Grabhügel der mehr oder minder mühsame Bau, die grössere oder geringere Menge, und die mehr oder minder sorgfältige Auswahl der Steine, und sogar die Grösse derselben schon vorläufige Anzeigen über die reichliche oder ärmliche Ausbeute an Waffen, Verzierungen und Geräthschaften sind. Im ersten Falle fand sich gewöhnlich Vieles vor; im zweiten nur Weniges, manchmal gar Nichts, als vermoderte Knochen. Ganz gewiss ist dieser Unterschied der Verschiedenheit des Standes oder der Würde, die der Begrabene im Leben bekleidet hatte, zuzuschreiben.

Kleinere Hügel wurden 14, grössere 5 umgegraben. Noch zwei andere, grosse Hügel, wovon der eine rund, der andere länglich rund ist, beide mit einem seichten Graben umgeben, und oben flach, sind zwar untersucht worden; da sie aber nur bloss Sand, und gar keine Steine, oder irgend etwas anders darin Enthaltene zeigten, mögte es eine nicht ganz grundlose Vermuthung seyn, wenn man sie für ehemalige Opferplätze, Altarstätten oder dgl. ansähe. Gegen die Einwendung, dass es Aufwürfe (zu was immer für einem Zwecke) aus neuern Zeiten seyn könnten, weiss ich zwar keine gründliche Widerlegung; es scheint aber doch mehr als blosses Ungefähr zu seyn, dass diese beiden Hügel gerade am äussersten Ende des Begräbnissplatzes liegen, und ihn von dieser Seite begrenzen.

Übrigens sind die Grabhügel nicht nach bestimmter Ordnung angelegt, sondern nach Willkür dort und da zerstreut. Auch die übrigen Grenzen und der Umfang des Begräbnissplatzes lässt sich nicht so genau erkennen. Die allmähliche Verminderung des Waldes und die Urbarmachung des Bodens hat gewiss schon in der Vorzeit viele Hügel zerstört; selbst Wassergüsse haben an den noch vorhandenen grosse Verwüstungen angerichtet, wie z. B. einer der hohen Hügel durch einen Wasserriss um mehr, als die Hälfte weggespühlt ist. Nichts zu melden von andern Veränderungen, welche sich durch so mancherlei

Ursachen seit mehrern Jahrhunderten können ergeben haben. Viele Gräber mögen auf solche Weise dem Blicke noch entzogen seyn, und vielleicht später noch entdeckt werden.

Die *Steine*, womit die Körper bedeckt waren, verdienen noch einige besondere Bemerkungen. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie entweder solche, die an dem Platze bei Handen waren; nämlich gewöhnliche Sandsteine, und Sandeisensteine, oder solche, wie man sie in einiger Entfernung weiter nördlich im Walde oder unten im Thale findet: Kalksteine, mitunter auch, wie wohl seltner Achate, ja sogar einige Stücke Holzsteine, welche also zur Bildung des Grabhügels mit mehr Mühe herbei gebracht wurden.

Zur Unterlage und unmittelbaren Bedeckung des Körpers wählte man gewöhnlich grosse Platten von Sandeisen- (seltner Kalk-) Steinen, und häufte die übrigen Steine von verschiedner Grösse darüber auf. Die Steinplatten haben gar oft eine Länge von mehr als 4 Schuh, eine Breite von $1\frac{1}{2}$ — 2 Schuh, und eine Dicke von $1\frac{1}{2}$ Schuh. Die übrigen Steine sind zwar gewöhnlich kleiner, aber meistentheils doch ziemlich gross, und einige brauchten viele Mühe, sie mit den Händen wegzuwälzen. Uebrigens aber waren sie in so grosser Menge aufgehäuft, dass die sparsamste Bedeckung eines einzigen *kleinen* Hügel wenigstens 2 Fuhren Steine giebt; die grössern Hügel enthielten wohl 40 — 50 Fuder derselben.

Endlich scheint auch, beim Schlusse dieses Abschnittes, der geeignete Ort zu seyn, dass Etwas über die *Art des Nachgrabens* gesagt werde. Man hat in Schriften über diesen Gegenstand mancherlei Arten angegeben, und die Zweckmässigkeit der einen vor der andern gerühmet. Ich zweifle aber, ob sich allgemein geltende Vorschriften hierüber geben lassen, vielmehr mögte der verschiedenartige Bau oder die sonstige Beschaffenheit der Hügel zu nächst bestimmen, welche unter den verschiednen Verfahrungsarten die anwendbarste

und nützlichste sey. In unsern Hügeln bewährte sich folgende als zweckmässig. Man räumt den Rasen und Sand von oben bis auf die Grundfläche ab, so dass die Steinbedeckung ganz entblösst vor Augen liegt. Ist der Hügel nicht gar hoch, so kann man die Steine — immer von oben horizontal abflachend, — wegnehmen, glaubt man nun allmählig der innern Grundfläche näher zu kommen, so nimmt man die (ohnehin schon durch Grösse und flache Gestalt ausgezeichneten) Steine desto behutsamer hinweg, und unter ihnen findet man dann die Skelette, und die dabei liegenden Geräthschaften desto eher unverrückt. Ist aber der Hügel sehr hoch, so ist zwar das Abdecken der Steine etwas beschwerlicher; man kann aber die Mühe sich in Etwas dadurch erleichtern, dass man auf den umgebenden Steinwall oder Kranz weniger Aufmerksamkeit zu wenden hat, und ihn ohne Gefahr eines besondern Nachtheiles nach Willkür abbrechen und abräumen kann, wenn man nur bei Abdeckung der Gräber die sich im innern Raume befinden, die gehörige (eben beschriebne) Behutsamkeit anwendet.

ZWEITER ABSCHNITT.

INHALT DER GRÄBER, — AUSBEUTE.

1. SKELETTE, — KNOCHEN.

Einen reichhaltigen Stoff zu Betrachtungen, und nützliche Aufschlüsse könnten die Gerippe menschlicher Körper aus der Vorzeit darbieten. Desto mehr ist zu bedauern, dass man in unsern Gräbern nur einzelne, zum Theile sehr vermoderte Bruchstücke von Knochen antrifft, und darum ausser Stand ist, vollkommen genügende Resultate zu entwickeln. Nicht ein einziges ganzes Skelett wurde gefunden, und selbst einzelne Knochen sind entweder verstümmelt

und unkenbar, oder so aus ihrer natürlichen Lage gebracht, dass man Mühe hat, sie zusammen zu passen. Die Ursachen einer solchen Verrückung aus ihrer Lage beziehen sich wohl zunächst auf die *Art*, wie die Grabhügel errichtet wurden, und auf die *Bäume*, welche in der Folge darauf gewachsen sind. Man denke sich einen Leichnam mit einer ungeheuern Last von mehreren Fudern Steinen beschwert; wie sollte da nicht Alles schon anfänglich zerquetscht und zerdrückt, und dann bei Senkung dieser Last noch Vieles aus seiner Lage gebracht und verschoben worden seyn? Wenn dann erst die Bäume (auf manchem Hügel stehen 12 — 15 ziemlich grosse Stämme) ihre Wurzeln in die Tiefe schlugen, so mussten denselben wohl Steine, geschweige erst morsche Knochen weichen. Es fanden sich auffallende Erscheinungen, wie sich Baumwurzeln einen Weg mitten durch Hirnschalen, Rohrbeine, ja selbst durch klüftige Steine bahnten und sie zerkloben, sich entweder in feinen Verzweigungen durcharbeiteten z. B. durch ein Heiligenbein, oder in armdicken Wurzeln Alles, was ihnen entgegen stand, wegdrängten und verschoben. — Waren die Knochen einmal aus ihrer Lage gedrängt und der schützenden Steinbedeckung *) beraubt, so konnte die Feuchtigkeit desto ungehinderter durch die aufgelockerten Stellen dringen, und — ungeachtet des an sich ziemlich trocknen, sandigen Erdreichs — in einer waldigen, immer beschatteten Gegend und in so langer Zeit die Knochen auflösen und entweder ganz, oder zum Theil zerstören. Hier nur einige Belege! Von vielen Skeletten fand man weiter Nichts, als Schenkel- und Armbeine; bei einem waren nur noch die Schenkelbeine (und diese nicht ganz) vorhanden, alle übrige so rein aufgezehrt, dass man an ihrem ehemaligen Daseyn hätte zweifeln können, wenn nicht einige Geräthschaften z. B. Armbänder, Nadeln etc. genau an der Stelle gelegen wären, wohin sie gemäss der Lage der Körper gehörten; ein anderes,

*) Jene Knochen, welche unmittelbar unter grossen Steinplatten lagen, waren noch am Besten erhalten. — Auch der Rost, der von den umgebenden oder dabei liegenden Geräthschaften in die Knochen drang, und sie durch und durch grün färbte, hinderte oder verzögerte ihre Verwesung.

beinahe vollständiges, Skelett lag so, dass an der Stelle des Halses ein Baumstock seine Wurzeln ausgebreitet hatte, und es zeigten sich daselbst nur kleine Bruchstücke von der Hirnschale; von einem andern Kopfe fanden sich nur die Zähne, gut erhalten, und in ihrer ordentlichen Lage, aber ohne alle weitere Spur vom Kiefer, in welchem sie gesteckt hatten; ein anderes Mal stiess man auf einen Körper, dessen Oberleibsknochen fast ganz erhalten waren, aber an der Stelle der Füße hatte ein Baum gewurzelt; — und von den Fussknochen war auch nicht das geringste Überbleibsel da.

Bisweilen fand man auch Knochen in einer solchen Lage, dass sie selbst nicht einmal durch gewaltsame Verschiebung von der Steinlast oder den Baumwurzeln in die Lage hätten kommen können, in der man sie fand. So z. B. lag das Stück eines Armknochens (der sich noch überdiess im Zustande einer beginnenden Versteinerung zeigte *), nahe bei zwei Schenkelknochen, — kleine Stücke von einer Hirnschale bei den Füßen eines Skelettes. Diese sonderbaren Erscheinungen lassen sich meines Bedünkens wohl kaum anderst erklären, als dass man annimmt, es seyen vor diesen Grabstätten und an der Stelle derselben schon frühere da gewesen, deren ausgegrabene Überbleibsel bei Bestattung einer neuen Leiche wieder mit beerdigt wurden, wie dieses bei unsern itzigen Begräbnissen der Fall ist, und nach längerer Zeit wohl überall nothwendig wird, um den Begräbnissplatz nicht beständig erweitern zu müssen.

Die noch vorhandenen Knochen waren oft so weich und morsch, dass man beim Herausnehmen sehr behutsam zu Werke gehen musste, um sie nicht zu zerbrechen, und unter den Händen zu zerbröckeln. Waren sie einige Zeit

*) Dieser Knochen blieb auch, nachdem er von der Erde gereinigt und wieder getrocknet war, noch immer beträchtlich schwerer, als andere der nämlichen Grösse, und ungemein hart, da doch die übrigen so morsch und gebrechlich sind. — Bei einem angestellten Versuche brauste das aufgegossene Scheidewasser auf, — zum Beweise, dass der Knochen mit kohlensaurer Kalkerde durchdrungen und folglich im Beginnen einer Versteinerung sey.

an der Luft, so wurden sie zwar etwas fester; aber durch das Abwaschen und Wiedertrocknen sprangen und brachen sie nur desto leichter.

Eine Folge der schon in den Grabhügeln geschehenen Zersetzung und Auflösung vieler Knochen ist, dass man, besonders in grössern Hügeln, in der Tiefe auf eine weite Strecke hin *Knochenerde* antraf. Sie besteht aus einem beträchtlichen Theile Kalkerde, Phosphorerde, Kieselerde, äusserst weniger Thonerde und einem geringen Theile Eisenoxyd.

Die Mangelhaftigkeit und Zerstreung der Knochen machte es desto nothwendiger, sie fleissig aufzulesen, und den Blick bei Beobachtung derselben zu schärfen, um wenigstens aus einzelnen Theilen verschiedener Gerippe das zu finden, was man aus Mangel eines vollständigen nicht mit Einem Ueberblicke beisammen beobachten konnte. Dadurch ergaben sich folgende Resultate in Hinsicht auf den Körperbau, und die physische Beschaffenheit dieser ehemaligen Bewohner.

Der Körperbau überhaupt war stark und fest, und die gefundenen Knochen verrathen einen Schlag Menschen von kräftiger Natur und abgehärteter Lebensart. Die Arm- und Fussknochen (dergleichen noch sehr viele ganz und unzerstört waren) sind dick und stark, haben breite Flächen und sehr scharfe Kanten; aber eine ausgezeichnete, oder wohl gar riesenmässige Grösse liess sich aus diesen nicht abnehmen; vielmehr zeigte die Vergleichung mit Skeletten aus unsern Zeiten meistens eine diesen gleiche Grösse. So z. B. wurden unversehrte Schenkel- und Schienbeine gemessen: jene gaben eine Länge von 1 Schuh, 7 Zoll, diese etwas über 1 Schuh und 2 Zoll, woraus man auf die Grösse des ganzen Körpers schliessen kann, und sie nicht einmal zu 6 Schuh annehmen darf, wenn man auch die durch Eintrocknen und Einschrumpfen etc. entstandene Verkürzung der Knochen in Anschlag bringt. An andern Knochen — wahrscheinlich von jüngern Leuten und Kindern — zeigt sich eine noch geringere Körperlänge,

Merkwürdiger scheint der Bau und die Beschaffenheit des Kopfes und seiner Theile. Mehr oder minder vollständig erhalten sind einzelne Theile von 6 Köpfen vorhanden, aus denen man — gleichwohl zur Noth — die Beschaffenheit eines ganzen entnehmen muss.

Die *Hirnschale* hat eine Dicke meistens von 3 Linien, die innern Wände des Schedels haben sehr tiefe Furchen, und starke Höhlungen und Wölbungen, besonders gegen die Stirne zu und im Hinterhauptbeine.

Die *Stirn* ist zurück gedrängt und sehr nieder; ein Perpendikel über die Nasenwurzel herunter gezogen macht mit der zurückgebognen Stirn einen Winkel $= 30^\circ$. Die Wölbung gegen den Scheitel hinauf ist gering, so dass der Kopf am Scheitel mehr flach, als schön gewölbt ist. Die Abdachung vom Scheitel gegen das Hinterhaupt geht bis an die Lamdanaht, oder auch darüber hinab in einer beinahe ebenen (und wie geflissentlich so gedrückten) Fläche auswärts. Zieht man über den Scheitel hin eine gerade wagerechte Linie, und eine andere über die beschriebene Abdachung, so machen sie gegen einander einen Winkel von beiläufig 110° . Das Hinterhauptbein dringt stark auswärts und hat gegen den Nacken zu sehr ausgezeichnete Erhabenheiten. An einem der Schedel ist eine solche Erhabenheit besonders auffallend; sie hat die Gestalt zweier Zirkelbogen (fast wie eng an einander stehende Augenbraunen) welche in horizontaler Richtung an einander stossend über 3 Zoll messen. An dem Stirnbeine unmittelbar über den Augenhöhlen ragen ebenfalls starke Erhabenheiten oder Wülste hervor, die sich in der Mitte — gegen die Nase hin — vereinigen, so dass zwischen ihnen und der Nasenwurzel eine einschnittförmige Vertiefung gebildet wird.

Die *Backenknochen*, oder Jochbeine sind sehr breit und hervorragend.

Viele *Zähne* haben sich noch ganz unzerstört und mit ihrem Schmelze, manche sogar weiss erhalten. Das Merkwürdigste mögte seyn, dass man ein

Unterkiefer fand, in welchem sowohl statt der spitzigen Eck- oder Hundszähne, als auch statt der breiten, keilförmigen Schneidezähne — lauter gleichartige stehen, welche mehr rund, klein und schmal, und oben zugestumpft sind, und wie die Stockzähne eine (nur kleinere) Krone haben. Ob dieses der Fall auch bei dem Oberkiefer sey, und ob überhaupt diese Erscheinung als allgemein dürfe angenommen werden, kann ich nicht behaupten, da sich die eben gemachte Bemerkung nur an einem einzigen Unterkiefer machen liess, welches noch ganz war. Eben so blieb auch der Wunsch unerfüllt, das ganze Unter- und Oberkiefer eines und desselben Kopfes beisammen zu finden, um daraus zu ersehen, in wie ferne das unterer hervor stehe, oder nicht.

Die bisherigen Bemerkungen beziehen sich auf solche Schedel, die man aus den Nebenumständen, z. B. wegen der dabei gefundenen Waffen für männliche halten muss. Ein höchst wahrscheinlich weiblicher Schedel (es fanden sich im Grabe gar keine Waffen) zeigt einige Verschiedenheit; die Stirne ist ohne besondere Hervorragungen, mehr glatt und merklich höher, der ganze Bau geht weniger in die Breite; aber das Hinterhaupt ist dem oben beschriebenen ganz ähnlich.

Eine bestimmte Lage der Körper gegen irgend eine der 4 Himmelsgegenden worauf bei dergleichen Entdeckungen; sonst eine besondere Wichtigkeit gelegt wird, konnte man bei diesen Begräbnissen nicht beobachten. Man findet den Kopf bald gegen diese, bald gegen jene Himmelsgegend gerichtet; in Begräbnissen, wo mehrere Körper neben einander lagen, fand man einige nahe beisammen in entgegengesetzter Richtung, die Füße des einen da, wo des andern Kopf war; oder sie lagen manchmal so, dass der Kopf einwärts gegen das Centrum des runden Hügels, die Füße auswärts in verschiedner Richtung gegen die Peripherie gekehrt waren. Bei einigen — wie ich glaube — weiblichen Körpern fand man die Arme abwärts gerichtet und in der Gegend der Hände über einander gelegt; andere — wahrscheinlich männliche — hatten

Arme und Hände in einer Lage, dass sie die ihnen mitgegebenen Waffen in denselben zu halten schienen.

Eine minder wichtige Ausbeute sind einige, hie und da bei menschlichen Körpern gefundene *Thierknochen*. In mehrern Gräbern fanden sich *Pferdezähne*, jedoch ohne irgend eine Spur anderer Knochen dieses Thieres. — In zwei Gräbern lagen bei dem menschlichen Gerippe kleine *Thierknochen*, die von einer *Katze* zu seyn scheinen; — in einem andern Hügel war das Gerippe eines *Vogels* grösserer Art (vielleicht eines Falken?).

Ein blosses Spiel des Zufalles, oder Reste in spätern Zeiten eingescharrter Thiere können diess wohl nicht seyn, weil man sie zu tief, unter Steinen, bei menschlichen Gerippen fand. Das Wahrscheinlichste ist, dass diese Thiere als besondere Lieblinge ihrer verstorbenen Besitzer mit diesen begraben wurden; und dass die *Pferdezähne* von des ehemaligen Besitzers (geschlachtetem?) *Leibpferde* genommen und demselben mitgegeben wurden; so wie man in jenen Zeiten, wo das Verbrennen der Todtenkörper üblich war, manchmal auch *Pferde* auf den Scheiterhaufen legte, und mit verbrannte. (Tacit. M. G. 27.)

2. GERÄTHSCHAFTEN, WELCHE BEI DEN GERIPPEN ANGETROFFEN WURDEN.

Die Gewohnheit, den Verstorbenen verschiedene Dinge in das Grab oder auf den Scheiterhaufen mitzugeben, findet sich fast bei allen Völkern und in allen Zeiten, hat sich zum Theil bis auf unsere Tage erhalten.

Dass dergleichen Geräthschaften — aus alten Gräbern hervorgeholt — in mancher Hinsicht sehr unterrichtend seyn können, und in so ferne einer aufmerksamen Beobachtung, und einer umständlichern Beschreibung werth sind, bedarf wohl keiner weitern Erörterung.

Eine schulgerechte Klassifikation mögte hier wohl kaum möglich seyn; jedoch soll das Material, woraus die Geräthschaften gefertigt sind und der Gebrauch, wozu sie gewiss oder wahrscheinlich dienten, als Eintheilungsgrund dienen, um sie einiger Massen zu ordnen. Um mich bei einer solchen Beschreibung nicht zu weit zu verbreiten, wähle ich von jeder Gattung und Art nur die vorzüglichsten Stücke (manchmal nur ein einziges) aus, und übergehe diejenigen, welche nur unbedeutende Verschiedenheiten von jenen darstellen, entweder ganz, oder beschreibe sie nur, ohne eine Zeichnung beigefügt zu haben.

I. VERSCHIEDENE GERÄTHSCHAFTEN AUS METALL.

Das Metall, woraus die Geräthschaften gefertigt sind, ist entweder *Kupfer*, oder *Eisen*. Aus jenem sind die allermeisten, aus diesem nur ein und das andere Stück gefertigt.

a. Das *Kupfer* ist aber nicht rein, sondern gemischt (*Kupfer-Komposition*, Erz, Bronze, aes, χαλκός). Schon sehr frühzeitig scheinen die Völker die Mittel kennen gelernt zu haben, wodurch sie das Kupfer leichter schmelzen und zum Fliessen bringen konnten, und wodurch sie zugleich den daraus gefertigten Werkzeugen mehr Festigkeit und Härte gaben. Beides wird erzweckt durch verhältnissmässige Beimischung des Zinnes. So finden wir denn auch das Kupfer an den Geräthschaften in diesen Gräbern gemischt, und man kann schon aus der leichtern oder härtern Beugsamkeit bemerken, dass die Werkzeuge, — je nachdem sie zu diesem oder jenem Zwecke dienten, — auch verschiedenes Verhältniss der Mischung haben. Einige der Geräthschaften sind durch den Gebrauch, vielleicht auch durch den Druck der aufliegenden Grabsteinmassen sehr *verbogen*, andere noch ganz in ihrer ursprünglichen Form, oder ohne Verbiegung *gebrochen*, also spröder, als jene.

Da, den Gehalt dieser Mischung genauer zu prüfen, die Zerstörung des Stückes nothwendig wird, so kann man wohl keine solchen Untersuchungen anstellen. Indessen hat man doch ein Stück zu diesem Zwecke aufgeopfert. Hr. Hofrath *Fuchs*, Professor an der Königlichen Universität zu Landshut unterwarf es der chemischen Analyse, und fand, dass in 100 Theilen nur 11. 2 Theile Zinn, alles Übrige aber Kupfer sey. Daraus ergibt sich, dass bei 1 Pfund (32 Loth) Mischung 28, 52/125 Loth Kupfer, und 3, 73/125 Loth Zinn sind. Das Verhältniss des Kupfers zum Zinn ist also beinahe $= 8 : 1$.

Selbst auch der *grüne Rost*, womit das Erz überzogen ist (*aerugo nobilis* bei den Antiquaren) scheint im Ganzen genommen auf Verschiedenartigkeit der Metallmischung hinzuweisen, obgleich auch die Lokalität, und das längere oder kürzere Alter, seit diese ehernen Geräthschaften unter der Erde liegen, auf die Beschaffenheit dieses gebildeten Rostes mögen eingewirkt haben, dass er an dem einen Stücke gröber, fast körnig und glanzlos erscheint, an einem andern aber fein, und glatt, und dem schönsten Schmelze ähnlich ist. Die grüne Farbe, welche er andern nahe liegenden Gegenständen mittheilt, das Durchdringen desselben durch die Knochen u. dgl. giebt oft wichtige Aufschlüsse, und führt zu Entdeckungen, die ohne dieses Mittel nicht möglich wären. Wir werden in der Folge öfter Gelegenheit haben, von dieser Bemerkung eine Anwendung zu machen.

Übrigens sieht man aus diesen ehernen Geräthschaften, dass die Bearbeiter derselben schon ziemliche Kunstfertigkeit besaßen im Schmelzen, Giessen, Dehnen und Strecken auf mancherlei Art (z. B. Blech und Drath verfertigen); selbst im Eingraben einiger Verzierungen und im Modelieren für den Guss zeigt sich Zweckmässigkeit, mit einigem Geschmacke vereinigt.

b) Aus *Eisen* fanden sich in Allem nur 7 Stücke, da die Anzahl der ehernen über 150 geht. Das Eisen ist, wegen seiner schnellen Oxydierbarkeit

vom Roste so übel zugerichtet, dass man bei manchem Stücke kaum mehr eine vollkommene Form erkennen kann. Über diese Seltenheit des Eisens wird noch weiter unten Meldung geschehen *).

Sämmtliche Werkzeuge oder Geräthschaften lassen sich unter 4 Klassen bringen: A) Waffen, B) Geräthschaften, welche zur Kleidung und Zierde gehörten, C) solche, die zu häuslichen Verrichtungen dienten, D) endlich solche, deren Zweck oder Gebrauch ungewiss oder zweifelhaft ist.

A) WAFEN.

a) *Schwerter* (oder vielmehr Schwertklingen) wurden nur zwei gefunden.

Das eine (Tab. I. Fig. 1.) hat oben, wo der Griff befestigt war, noch 4 starke, massive Niethnägel, und zeigt durch den anliegenden Rost nebst Überbleibseln vermoderter Fasern, wie das Heft an der Klinge anlag. Die Klinge selbst ist zweisehnidig, gegen die Mitte der Breite sehr dick und erhöht, oben beim Griffe breit und dann immer schmaler verliert sie sich in eine Spitze. Die Länge beträgt 1 Schuh 7 Zoll, die grösste Breite oben beim Hefte 1 Zoll 5 Linien, die grösste Dicke des Durchschnittes 3 $\frac{1}{2}$ Linie.

Eine andere Schwertklinge hat durchaus dieselbe Gestalt, ist bei 2 Schuh lang, oben 1 Zoll 7 Linien breit, und hat in der grössten Dicke des Durchschnittes 4 Linien; und wiegt 1 Pfund 1 $\frac{1}{2}$ Loth.

Beide Schwertklingen wurden in drei ungleiche Trümmer zerbrochen angetroffen. Da sie sehr dick und stark sind, und andere viel schwächere

*) Bei nachfolgender Beschreibung wird unter dem Metalle, woraus die Geräthschaften verfertigt sind, immer das erwähnte Erz (Kupferkomposition) verstanden, wenn nicht ausdrücklich ein anderes Metall genannt wird.

Werkzeuge in den Gräbern unzerbrochen blieben, so halte ich dafür, dass dieses Zerschneiden gleich beim Begraben geflissentlich geschehen seyn müsse, — ob als ein Zeichen der Trauer überhaupt, oder um den Begrabnen als Letzten seines Geschlechts kennbar zu machen, bleibt ungewiss.

Dass diese Klingen gegossen sind, zeigt sich augenscheinlich, — besonders dadurch, weil man im Innern derselben, an den Bruchflächen grosse Blasenräume antraf.

Die Hefte oder Griffe dieser Schwerter sind ohne alle (ausser oben-genannter) Spur vermodert, weil sie von Holz oder Bein waren. Die auffallende Ähnlichkeit, welche diese Klingen mit den bei andern Schriftstellern abgebildeten ganzen Schwertern haben, berechtigt zur Vermuthung, dass die hier vermissten Hefte den dort vollständig abgezeichneten ebenfalls ähnlich gewesen seyen. Man sehe dergleichen Abbildungen besonders in Rhode's Cimbrisch - Holsteinischen Antiquitäten Remarques 1719. 35. Woche, — und in Olai Wormii Danic. Monument. libr. Sex pag. 48.

So wohl die Seltenheit, als die Form dieser Schwerter kann auf des Tacitus Zeugniß bezogen werden, wenn er (de morib. German. cp. 6.) von den Germanen überhaupt sagt: „*Rari gladii — — — utuntur*“, und (cp. 43.) von den Völkern, die hinter den Nariskern, Markomanen, Quaden etc. wohnten: „*Omnium harum gentium insigne rotunda scuta, breves gladii*.“

Eine ähnliche Art Klingen sind

b) *Dolche* (vielleicht die bei den germanischen Völkern so bekannten *Pfrieme* — *Frameae*?)*) Sie kommen ihrer Form nach mit dem eben beschriebenen

*) Ich nenne sie indessen Dolche und werde später die Wahrscheinlichkeits-Gründe auseinandersetzen, warum ich sie für *Frameas* halte. S. Anhang II.

Schwertklingen vollkommen überein, (Tab. I. Fig. 2, 3, 4.) nur hinsichtlich der Grösse unterscheiden sie sich von jenen, indem sie dünner, schmaler und kürzer sind. Ihre gewöhnliche Länge ist 5 — 7 Zoll, die grösste Breite oben beim Heft beiläufig 1 Zoll.

Der kleinste (Tab. I. Fig. 3.) ist nur 3 $\frac{1}{2}$ Zoll, — der grösste aber (Tab. I. Fig. 2.) 1 Schuh, 2 Zoll, 3 Linien lang. Die Länge des letztern lässt es unentschieden, ob man ihn wirklich unter die Dolche, oder zu den Schwertern rechnen soll. Für jene wäre er ungewöhnlich lang, für diese sehr kurz.

Eben so, wie bei den Schwertern, sieht man auch hier oben, wo das Heft befestiget war, und an der Klinge anlag, deutliche Merkmale von Fasern, welche sehr fein sind, und nicht eine gerade Richtung, sondern meistens über die Quere haben.

Von diesen Waffen fand man in einzelnen Gräbern nur immer *Ein* Stück, die Spitze abwärts gerichtet; nur in dem grössten Hügel (s. oben S. 8.) waren bei Einem Gerippe — nebst noch andern Waffen — zwei solche Dolche, der eine zur rechten, der andere zur linken Seite.

Dass diese Waffen wirklich und zwar häufig müssen gebraucht worden seyn, zeigt sich dadurch, weil einige durch öfteres Schärfen der beiden Schneiden schmaler geworden sind; an einem Stücke sind sogar deutliche Spuren von starken Schlägen sichtbar, und beweisen eine öfter geschehene Schärfung durch *Dengeln*. Dadurch widerlegt sich die ohnehin unwahrscheinliche Behauptung einiger Schriftsteller, dass man den Verstorbenen nicht ihre wahren Waffen, welche aus Eisen gewesen seyn sollen, ins Grab gegeben habe, sondern nur aus Kupfer nachgemachte (*Simulacra armorum*).

c. Zu den Waffen zähle ich ferner ein *meisselartiges* Werkzeug, desgleichen man auch in den alten Gräbern anderer Gegenden findet, über dessen Namen und Bestimmung man aber noch nicht einig ist (Tab. I. Fig. 5, 6, 7, 8.). Ich halte es für den bei allen Völkern häufig gebrauchten

Streithammer oder Streitaxt.

Die Form und der ganze Bau, die Länge, Dicke, und Schwere berechtigen zu dieser Meinung, und andere daran sichtbare Merkmale scheinen sie zu bestätigen. Ich beschränke mich auf die Beschreibung eines einzigen solchen Werkzeuges (Tab. I. Fig. 5.), da die übrigen keine wesentliche Verschiedenheit von diesem haben.

Länge, Breite und übrige Form ergeben sich aus dem (um die Hälfte verjüngten) Maassstab der Zeichnung. Da, wo die obere und untere Fläche am engsten werden, — beiläufig in der Mitte, (Raum a c, b d) beträgt die Dicke über $1\frac{1}{2}$ Zoll; das eine Ende gegen B läuft keilförmig und geschärft aus, wie an gewöhnlichen Meisseln, hat jedoch eine bogenförmige Gestalt; das andere Ende A ist stumpf, breit, (bei einigen mit einem Einschnitte). So wohl an der obern, als an der untern Fläche, haben die beiden Seitenwände Erhöhungen oder Überrüste, und bilden dadurch eine rinnenförmige Vertiefung, werden aber immer niedriger, bis sie sich gegen die beiden Ende hin ganz verlieren.

Vom scharfen Ende B bis gegen die Mitte (Raum a b c d), nämlich bis dahin, wo die Überrüste am Engsten zusammenlaufen, ist der Rost stark und hellgrün, — ein offener Beweis, dass dieser Theil schon Anfangs unbedeckt und von der feuchten Erde umgeben war, also schon früher zu rosten angefangen hatte.

Von dem Raume a b c d bis zum andern, stumpfen Ende A ist der Rost dunkler und gröber; auch sind deutliche Spuren von einer ehemaligen Be-

deckung dieser Stelle mit Holz (vermoderte Holzfasern) sichtbar, — ein eben so deutlicher Beweis, dass dieser Theil, als längere Zeit noch bedeckt, dem Ansätze des Rostes nicht so bald ausgesetzt gewesen war.

An den beiden Seitenwänden von a b bis c d ist fast gar kein Rost, und beinahe die natürliche, glänzende Farbe des Metalles. Hier muss also das Holz sehr fest angelegen, und beim öftern Gebrauche des Instrumentes eine sanfte Reibung und eine den Rost hindernde Abglättung geschehen seyn.

Ich glaube daher, dass diese Waffe an der beschriebenen Stelle, von a b bis c d in einem durchlöcherten (oder in einem gabelartigen und oben wieder geschlossenen) hölzernen Stiele gesteckt habe, und beide unter einem rechten Winkel zusammen gesetzt waren. Oder vielleicht hatte der Stiel selbst ein ausgehöhltes Querholz, in welches das eiserne Werkzeug bis an die Hälfte gesteckt wurde. Durch die rinnenförmigen Flächen mögen dann hölzerne Keile eingezwängt worden seyn, um das Ganze mehr zu befestigen.

Ein Hauptumstand zu Begründung dieser Meinung scheint mir, dass man eines dieser Werkzeuge so fand, dass es nothwendig zu den Waffen gerechnet werden muss. Bei einem Skelette fand sich linker Hand ein Dolch, und das oben (S. 20.) beschriebene Schwert; rechter Hand wieder ein Dolch und das befragliche Werkzeug, und zwar letzteres in einer horizontalen Lage (der Länge nach) oben nahe beim Kopfe, die scharfe Seite auswärts gekehrt, so dass sich mit Grund schliessen lässt, der Stiel müsse perpendikulär herabgereicht haben, und mit der Körperlänge parallel gewesen seyn. *)

Wem indessen diese meine Erklärung zu gekünstelt scheint, der kann sich aus Eckhart (Commentar. de reb. Franc. orient. Tom. I. 893 et 896)

*) Noch aus sehr späten Zeiten — aus dem 16 Jahrhundert — findet man Grabsteine, worauf Ritter mit ähnlichen Hämmern abgebildet sind. Weitere Bemerkungen über diesen Gegenstand s. im Anhang III.

überzeugen, dass die steinernen Streitäxte auf eine ähnliche Art befestigt waren. Der Einwurf, dass dieses ein ganz verschiedener Fall sey, und bei einem ehernen Werkzeuge der Stiel weit bequemer, vermittels Durchlöcherung der Axt selbst, hätte befestiget werden können, hebt sich, wenn man bedenkt, dass die einmal (bei steinernen Äxten) angenommene Art auch bei metallnen beibehalten wurde. Haben doch auch wir heut zu Tage noch so viel Werkzeuge, die sich auf bequemere und einfachere Art einrichten liessen, und man lässt es doch beim Alten.

Auf jeden Fall glaube ich, dass es vielmehr eine Streitaxt oder ein Streithammer sey, als das, wofür dergleichen Werkzeuge von Andern erklärt werden z. B. für ein *Steinmetzen-Werkzeug* von Montfaucon; für eine Art *Lanze* oder Waffe zum Stossen von Stieffius (de urmis in Silesia etc. pag. 31); für eine *framea* von Rhode (in den Cimbrisch Holstein. Antiq. Remarq. 36 Woche;) oder gar für ein *Instrument zum Zuschneiden der Thierfelle* von Lehmann (in s. Beiträg. zur Untersuch. der Alterth. S. 70. 72.) u. s. w. Kortum (in s. Beschreibung einer Grabstätte im Rechenthal in der Grafsch. Mark S. 97) giebt die Zeichnung und Beschreibung eines ähnlichen, bei Bochum gefundenen Instrumentes und erklärt es — wie mir dünkt, richtiger — für eine Streitaxt.

d. *Pfeile* scheinen sehr selten gewesen zu seyn, man fand nur 2 Spitzen, welche man bestimmt für Pfeilspitzen halten kann. (Tab. I. Fig. 9. 10.) Die eine ist 1 Zoll 2 Linien, die andere 1 Zoll 8 Linien lang; sowohl die äusserste Spitze als die Schneide der Widerhacken ist sehr scharf. Beide sind bis an die Hälfte hohl, um darin das Holz zu befestigen.

e. *Wurfspiesse* (?). Desto häufiger fanden sich Stücke dünnen Bleches, kegelförmig (wie kleine Papierdüten) zusammen gerollt, und ziemlich spitzig; ihre Länge ist gewöhnlich 3 Zoll, der grösste Durchmesser unten an der Öffnung bei $1\frac{1}{2}$ Zoll. (Tab. IV. Fig. 13. 14). Man fand öfter mehrere bei-

sammen. Ihre Form und grössere Menge berechtigt zu der Vermuthung, dass sie als Beschläge oder Spitzen der *Wurfspiesse* dienten. (*Pedites et missilia spargunt, pluraque singuli atque in immensum vibrant. Tacit. de morib. Germ. Cp. 6, cf. ejusd. histor. V. 17 et 18*).

f. *Ein Sporn.* Zwar nicht als Waffe, aber doch als ein Stück der Rüstung gehört hieher ein *eiserner Sporn*. (Tab. IV. Fig. 11). Er wurde in einem der kleinern Hügel, unter wenigen Steinen, bei sehr vermoderten Knochen gefunden. Das Besondere an ihm ist, dass der Bogen keine ordentliche Ründung hat, sondern enger zusammen geht, und dass statt des sonst gewöhnlichen Rädchens ein grosser, vierseitig pyramidaler Stachel zum Spornen diente. Beschreibungen und Abbildungen ganz ähnlicher Sporne finden sich bei Montfaucon (*antiquité expliquée liv. III*) und in Olai Wormii monument. Dan. pag. 49. Da man nur diesen einzigen Sporn fand, so lässt sich sehr zweifeln, ob er unter das, in *dieser* Gegend, und *damals* gewöhnliche Rüstzeug gehöre, und nicht vielmehr anders woher — etwa als Beute — gekommen sey, besonders auch darum, weil er von *Eisen* ist, welches Metall, wie sich aus andern Umständen zeigt, bei den damaligen Bewohnern wenig bekannt, und äusserst selten gewesen seyn muss.

B) GERÄTHSCHAFTEN, DIE ZUR KLEIDUNG UND ZUR ZIERDE GEHÖRTEN.

Diese Klasse ist bei Weitem die zahlreichste hinsichtlich der Menge einzelner Stücke und hinsichtlich der manichfaltigen Form derselben. Es gehören hieher verschiedene Arten a. Haften oder Fibeln, b. Nadeln und Stifte, c. Armillen — Armringe, d. Ketten, e. Kopf- und Haarzierden, f. Gewölbte Plättchen und Schildchen.

a. *Haften oder Fibeln.* Ihre Bestimmung ergibt sich aus der Form (Tab. II. Fig. 12 — 19) nur im Allgemeinen: sie dienten nämlich, die

Kleidungsstücke zusammen zu halten, oder aufzuschürzen, ohne dass man mit Zurverlässigkeit bestimmen könnte, *an welcher Stelle*, und *auf welche Art* sie gebraucht worden sind. Und wie sollte diess auch möglich seyn, da wir über die Form der Kleider und Bedeckungen bei diesen Völkern des alten Deutschlands fast gar nichts Bestimmtes wissen? So viel lässt sich indessen doch abnehmen, dass die eigentlichen Haften von doppelter Art waren:

1. Einige derselben waren *unbeweglich*, — an Kleidungsstücke fest gemacht —; es zeigen sich an ihnen die deutlichsten Spuren, dass sie aufgenähet waren. Desswegen ist der untere Theil breit, flach, durchbrochen oder durchlöchert (Tab. II. Fig. 12. 14. 16. 18.); der obere Theil enthält entweder einen *offnen, umgebognen Hacken* (Fig. 16. 18.), welcher in ein entgegenstehendes, durchlöchertes Blech, oder vielleicht nur in eine Schlinge am Kleide konnte eingehäckelt werden; oder er hat eine ganz eingebogene, geründete Öffnung (*Charnière*), durch welche man eine Schnur ziehen, oder eine Nadel schieben konnte. (Fig. 12. 19.)

2. Andere konnten nach Willkür irgendwo gebraucht, und wieder herausgenommen werden, waren also (etwa wie unsere Schnallen) *beweglich*. (Tab. II. Fig. 13. 15. 17.) Sie bestehen aus einem Bogen, der an dem einen Ende schneckenförmig in mehrern Gewinden umher geht, und in eine elastische Nadel ausläuft, welche — als Sehne des Bogens betrachtet — bis zum andern Ende dieses Bogens hinüber reicht, und dort in eine rinnenförmige Hervorragung eingedrückt und fest gehäckelt werden konnte. — Die natürlichste Vermuthung über die Art ihres Gebrauches ist, dass die Nadel oder der Dorn durch 2 entgegen stehende oder übereinander geschlagene Theile des Kleides gezogen, und dann eingehäckelt wurde. — Die Form dieser Fiebeln ist mancherlei und obgleich einige sehr einfach, — ja ich möchte sagen, roh — gearbeitet sind, so befinden sich doch mehrere darunter, welche wirklich eben so niedlich und geschmackvoll sich ausnehmen, als solche, die in Sammlungen römischer Alter-

thümer (z. B. bei Montfaucon) vorkommen, mit denen sie auch die auffallendste Ähnlichkeit haben. Möglich wäre es, dass diese von den Römern herrührten, und durch Handel, Beute u. dgl. an die Bewohner dieser Gegend gekommen wären.

Die bisher beschriebenen Haften müssen allerdings nur für zartere Kleidungsstücke (aus Leinwand?) oder einzelne Theile derselben gedienet haben. Um aber grössere, unbeugsamere z. B. Mäntel, Oberkleider (etwa aus Thierfellen?) zusammen zu halten, waren wohl stärkere Befestigungswerkzeuge nöthig und diese waren

b. *Nadeln und Stifte*. Obgleich die Nadeln und Stifte viele Ähnlichkeit mit einander haben, so sind sie doch in einzelnen Merkmalen so unterschieden, dass man jede Art für sich, und — vielleicht auch zu verschiedenen Zwecken bestimmt betrachten kann.

1) Die *Nadeln* haben einen dünnern, geschmeidigern und scharf zugespitzten Stiel. Zwar zeigen sich an den meisten unverkennbare Spuren, dass sie in einem Model gegossen sind, denn man sieht oben zu beiden Seiten die erstarrten Ausflüsse vom Metalle, das zwischen der Kluft des nicht ganz genau passenden Models durchgedrungen hatte; aber sie sind dess ungeachtet doch so weich geblieben, dass der Stiel auch nach dem Gusse noch bearbeitet werden konnte, und einen gewissen Grad von Beugsamkeit behielt. Durch den Gebrauch sind sie auf die mannichfaltigste Art gekrümmt und verbogen; dieses hätte aber nicht geschehen können, wenn die Mischung des Kupfers und des Zinnes nicht so wäre, dass von jenem der grösste —, von diesem nur ein geringer Theil genommen wurde.

Der Form und Verzierung nach (Tab. III. Fig. 1. 2. 3. 4. 5. 9. 11.) findet folgender Unterschied Statt: Der obere *Theil*, oder *Kopf* besteht entweder

aus einer ganz einfachen glatten, oder einer convexen Scheibe, welche nach Art einer Nagelplatte aufsitzt, und manchmal durch eingegrabene Linien verziert ist (wie Fig. 1. 2. 4. 5. 11). Einige haben auch statt dieser Platte eine grössere, (mit dem Stiele in der nämlichen Richtung angebrachte) Verzierung, welche entweder schlecht weg rund (wie Fig. 3.) oder verschiedenartig durchbrochen ist (wie z. B. Fig. 9).

Der *Stiel* ist entweder gerade ausgehend, wie er aus dem Gusse kam, oder geschlängelt; geründet, oder auf 4 Seiten breit geschlagen, und überdiess noch manchmal gedreht oder gewunden. Bei sehr vielen ist unter der Platte oder dem Kopfe eine Durchlöcherung mitten durch den Stiel (wie Fig. 1.) oder zu beiden Seiten Einschnitte (wie Fig. 2), manchmal auch weiter hinausreichende Öffnungen, oder Öhre (wie Fig. 4), alles diess vermuthlich um die Nadel an einen Faden oder eine Schnur zu binden und vor Verlust zu sichern.

Die Länge dieser Nadeln ist sehr verschieden; die längste misst 10 $\frac{1}{2}$ Zoll, die kürzeste 3 Zoll 10 Linien; die meisten übrigen etwas unter oder über 6 Zoll.

Fast immer fand man ihrer zwei — sich ganz gleiche — nahe beisammen. Einige Male fand man sie in unverrückter Lage, bei noch nicht vermoderten Knochen so, dass sie von der Brust ganz oben (wo die Platte) bis zur Achsel (wo die Spitze war) reichten; *Brust-Schlüssel-* und *Achselbein* waren vom grünen Roste gefärbt und ganz durchdrungen. Es unterliegt daher wohl keinem Zweifel, dass dergleichen Nadeln die Bestimmung hatten, zwei Ende eines über die Schulter hangenden Kleidungsstückes — etwa Mantels — zusammen zu halten, und zu befestigen. Dass die Mäntel oder Oberkleider bei den Griechen, Römern und andern alten Völker auf ähnliche Art befestigt wurden, zeigen die Abbildungen häufig; — dass die Haften oder besonders auch der-

gleichen Nadeln in der Gegend der *Schulter* angebracht wurden, erhellet unter andern aus Luzian (edit Bipont. V. pag. 306), wo sie *ἑπώμια πτερόναι*, (d. i. Nadeln, die auf der Schulter eingesteckt werden) heissen. — Auch Tacitus in jener bekannten Stelle (de morib. Germ. cap. 17.): „Tegumen omnibus sagum, „fibula, aut si desit, spina consertum“ scheint mir, unter „spina“ jede Art Dorn oder Nadel für diesen Zweck verstanden zu haben, selbst auch die *metallinen* nicht ausgeschlossen; so wie „fibula“ jede Art ähnlicher Haften (wie S. 27 beschrieben sind) bezeichnen mag.

2) Die *Stifte* (Tab. III. Fig. 6, 7, 8, 10, 12.) sind dicker, stärker und massiver als jene Nadeln, und ihre Spitze ist mehr zugestumpft; das Metall, aus dem sie gegossen sind, ist viel spröder, weil mehrere abgebrochen gefunden wurden, ohne verbogen zu seyn. Oben haben sie keine Platten, sondern sind entweder mit kugelförmigen Knöpfen versehen (wie Fig. 6.), oder haben daselbst, (einige zugleich auch weiter unten) eine beträchtlichere geründete Dicke (wie Fig. 8, 12.), andere nur eine Umbeugung in Gestalt einer Charnière (wie Fig. 10.), andere endlich eine grössere, durchbrochene Verzierung (wie Fig. 7.). Der ziemlich dicke Stiel läuft mit allmählicher Abnahme der Dicke gerade aus. Die Länge ist verschieden von 7 bis 13 Zoll.

Schriftsteller, welche Grabalterthümer beschrieben, und von dergleichen (mit den unsrigen ganz ähnlichen) Stiften Abbildungen geliefert haben, sind über den Zweck oder Gebrauch derselben gar nicht einig. Rhode (in den Cimbrisch - Holstein. Antiq. Remarq. 24. Woche) und Lehmann (in seinen Beiträgen zur Untersuchung der Alterthümer S. 80.) erklären sie geradezu für *Haarnadeln*; Stieffius (de urnis in Silesia pag. 28.) sieht sie für *Kleiderfibeln* an. Ich habe keine hinreichenden Gründe, mich für die eine oder die andere dieser Meinungen ausschliessend zu erklären; es wäre möglich, dass diese Stifte für beiderlei Zwecke gedienet hätten. Nur die Ähnlichkeit, welche sie mit den zuvor beschriebenen Nadeln haben, bestimmte mich, sie hier einzureihen.

c) *Armillen, Arm-Spangen und Ringe.* Diese schon in den ältesten Zeiten fast bei allen Völkern gebräuchlichen Zierden fanden sich auch in diesen Grabhügeln sehr zahlreich. Es giebt ihrer dreierlei: 1) breite, cylindrisch gewundene, 2) ganz runde, geschlossene, 3) ovalgeründete, offene.

1) Die grössern Armzierden (Tab. III. Fig. 13.) bestehen aus — 3 $1\frac{1}{2}$ Linie breiten — Schienen, deren innere Fläche ganz platt, die äussere etwas erhaben ist. Diese Schienen sind in eng aneinander liegenden Ringen, wie Schraubengänge, gewunden und bilden einen hohlen Cylinder von beiläufig 3 Zoll Durchmesser; der Gänge oder eng an einander liegenden Ringe sind 14 — 17; die beiden Ende haben eine kleine Umbiegung.

2) Eigentliche, d. i. vollkommen runde, und geschlossene Ringe, welche man wegen der darin steckenden Armknochen hieher rechnen muss, fanden sich nur sehr wenige (Tab. III. Fig. 14.). Sie haben einen Durchmesser von 2 $1\frac{1}{2}$ — 3 Zoll; der Reif ist geründet, und an drei, gleich weit von einander entfernten, Stellen durch knopfartige Erhöhungen verziert.

3) Die gewöhnlichsten Armringe oder Zierden bestehen in gekrümmten, offenen Schienen (Tab. III. Fig. 15, 16, 17, 18.). Letztere sind entweder dünn und geründet, und nur gegen beide Ende etwas spitzig (wie Fig. 15.), oder sie sind breit und dick und werden nur allmählich gegen beide Ende hin schmaler. Die innere Fläche ist platt, oder auch etwas hohl, die äussere aber hat entweder rinnenförmige Vertiefungen (wie Fig. 16.) oder sie ist erhaben (wie Fig. 17, wo a die eigentliche Gestalt der Armille, b die Form der Krümmung und c den Durchschnitt der Dicke anzeigt). Die äussere Oberfläche ist durch eingegrabene Linien verziert (wie Fig. 17. a). Fig. 17. b und Fig. 18. sind dergleichen Schienen, wenn man sie nach gerader Linie ausstrecken würde.

Der durch die ovale Krümmung gebildete innere Raum hat im langen Durchmesser bei 2 $\frac{1}{2}$ Zoll, im kürzern 1 Zoll 7 — 8 Linien; die Öffnung zwischen beiden Enden beträgt 9 — 11 Linien. Die Schienen haben in der Mitte eine Breite von 9 Linien bis 1 Zoll, in der grössten Dicke manchmal 3 Linien; sie sind auch desswegen ziemlich schwer, und einige wogen 5 — 6 Loth.

Einige Beobachtungen, welche beim Auffinden dieser Armillen gemacht wurden, mögten hier nicht überflüssig seyn, da sie auch zur Bewährung einiger vorhergehenden Angaben gehören. Die Öffnung der ovalrunden, und der innere Raum der geschlossenen Armbänder oder Ringe ist so eng, dass sich kaum ein mittelmässig dicker Arm durchzwängen könnte. Dadurch wird es nun freilich zweifelhaft, ob sie wirklich als Armbänder gebraucht wurden, und nicht vielleicht zu einem andern Zwecke gedient hatten. Ich selbst zweifelte Anfangs daran, bis endlich mehrere gefunden wurden, in deren innerm Raume noch die Knochen des *Vorderarmes* steckten, und vom grünen Roste gefärbt und durchdrungen waren. Gegen so einen augenscheinlichen Beweis lässt sich wohl kein weiterer Einwurf anbringen; die Möglichkeit aber, wie so enge Armillen konnten angelegt werden, lässt sich kaum auf eine andere Art begreifen, als wenn man annimmt, dass man diese Armringe durch gewaltsames Zusammen-drücken *für immer* an die Arme befestigte so, dass sie nie mehr abgelegt wurden; oder dass sie den noch zarten Armen der Kinder angelegt, und erst bei reiferm Alter ausgefüllt worden sind; oder endlich, dass die in den Gräbern gefundenen Armillen erst den Verstorbenen mit Gewalt angepasst wurden. Für diese letztere Meinung scheint auch der Umstand zu sprechen, dass man an allen gar keine Spur eines schon längern Gebrauches, oder einer Abnützung findet, sondern dass sie — den grünen Rost weggerechnet — wie ganz neu erscheinen.

Die grossen, cylinderförmigen haben überdiess Spuren, dass sie nicht nur über den entblössten Arm, sondern auch über das Kleid waren angelegt

worden *). Die grosse Unbequemlichkeit, die beim Umkleiden durch den engen Raum dieser Ringe hätte entstehen müssen, bringt mich auf den Gedanken, dass dergleichen Armillen von lebenden Personen gar nie seyen gebraucht worden, sondern dass sie etwa nur ansehnlichern Verstorbenen um die bekleideten Arme gewunden und so in das Grab gegeben wurden. Auch wurden sie nicht häufig, sondern nur in hohen Hügeln (ansehnlichern Grabstätten), nur immer im tiefsten Raume (also in den allerältesten Begräbnissen), aber nicht in den oberen (später angelegten) Schichten angetroffen, so dass es scheint, man habe diese Sitte in der Folgezeit ganz abgewürdigt, und den Verstorbenen nur die gewöhnliche Armzierde mitgegeben.

Bei mehrern Völkern war diese Art Zierde beiden Geschlechtern gemeinschaftlich; hier trugen sie bestimmt nur Frauenpersonen. Denn überall, wo man Waffen fand (in Gräbern der Männer) fehlte sie ganz; dagegen fand man sie in Gräbern, wo gar keine Waffen waren. Die Armillen wurden an beiden Armen getragen; denn fast immer fand man ein Paar ganz gleiche entweder mit den noch darin steckenden Armknochen, oder doch wenigstens an der Stelle derselben.

Man legte sie um die Gegend des Pulses an. Auch diess lässt sich aus den darin steckenden Knochen augenscheinlich abnehmen; denn diese sind an der genannten Stelle sehr stark vom grünen Roste durchdrungen, weiterhin aber äusserst schwach oder gar nicht davon gefärbt.

d) *Halsketten*. Dass einige der vorgefundenen Stücke wirklich *Ketten* waren, und *um den Hals* oder etwas weiter hinab, gegen die Brust gehängt

*) Im innern Raume zweier solcher Armzierden fanden sich nebst den Armlknochen und der Erde auch schwarze, und auf nassem Wege verkohlte Stückchen eines unkenntlichen Stoffes. Eines dieser Stückchen liess im Mikroskope Fasern bemerken, welche mit den Fasern eines zerfetzten Leders die deutlichste Ähnlichkeit hatte.

wurden, beweiset wieder der grüne Rost, welcher die bei den Ketten-
trümmern liegenden Knochen — Brust-Schlüssel- und Achselbein — färbte
und durchdrang.

1. Eine dieser Ketten besteht in einem hohlen (cylinderförmigen), elasti-
schen Gewinde aus zarten Schienen. (Tab. II. Fig. 11). Der Durchmesser der
Höhlung beträgt etwa 3 Linien, die Breite der von aussen erhabenen, von
innen glatten Schienen nur $3\frac{3}{4}$ Linien. Diese Kette war zwar nicht mehr ganz,
sondern durch Einwirkung des Rostes zerbrochen in mehrere Stücke, welche
aber noch alle genau zusammen passten, und so zusammen gelegt die Form
eines Halbzirkels bekamen. Durch die Höhlung wurde vermuthlich ein Band
oder eine Schnur gezogen, um die Kette an dem Halse zu befestigen,

2. Künstlicher und zusammen gesetzter ist eine andere Kette. Sie besteht
aus 10 ganz gleichförmigen runden Schildchen von Blech, im Durchmesser 3
Zoll. (Tab. II. Fig. 1., wo zuerst die Kehrseite, und daneben die Vorderseite
vorgestellt ist). Die Vorder- oder Aussenseite eines jeden solchen Schildchens
ist durch Punkte und konzentrische Vertiefungen verziert, in der Mitte erhebt
sich eine senkrecht stehende Spitze von $7\frac{1}{2}$ Linien Höhe. Die innere oder
Kehrseite dieser Schildchen hat eine Umbeugung (Charnière), 1 Zoll, $1\frac{1}{2}$
Linie lang, woran die Schildchen vermittels eines durchgezogenen Drathes oben
zusammen gehalten wurden; unten aber blieben sie los und ohne Verbindung.

Dabei waren noch zwei gleichfalls blecherne Schliessen in Form eines
Parallelogramms (Tab. II. Fig. 2., wo wieder die Kehr- und Vorderseite neben
einander abgebildet sind) 2 Zoll 7 Linien lang, 1 Zoll $3\frac{1}{2}$ Linie breit, an
beiden schmälern Seiten mit rückwärts gebogenen Charnièren, um auf beiden
Seiten Drath, wovon auch noch kleine Stückchen beilagen, durchzuziehen.
Diese Schliessen scheinen in der Gegend beider Achseln zwischen je fünf der
genannten Schildchen angebracht gewesen zu seyn.

Cylindrisch gewundene Strängchen von Drath waren dabei mehrere von zweierlei Durchmesser (Tab. II. Fig. 3). Die einen — dünnern mögen in der obern Reihe zur Ausfüllung der zwischen den runden Schildchen leer bleibenden Zwischenräume gedienet haben; die andern — dickern scheinen in der untern Reihe ununterbrochen von einer Achselschliesse bis zur andern herumgelaufen zu seyn.

Dass die beschriebenen einzelnen Stücke Bestandtheile einer *Halsskette* waren, ist — aus den zurückgelassenen Spuren des Rostes an den Knochen — ungezweifelt richtig; dass sie aber auf die angegebene Weise zusammen gesetzt waren, wird aus obigen Angaben sehr wahrscheinlich.

e. Kopf- und Haarzierde. Bei den Völkern, welche unser itziges Deutschland bewohnt hatten, war es Sitte, dass nicht nur Frauen, sondern auch Männer die Haare auf verschiedene Art zierten und ausschmückten. Besonders scheint bei den hier Begrabenen die Gewohnheit der Sueven u. and. verwandter Völker geherrscht zu haben, dass sie das Haar in Knoten sammelten, am Scheitel oder am Hinterhaupte fest knüpften und in das Geflechte (der Zöpfe?) verschiedene Zierrathen wanden *). Dergleichen Zierden sind:

*) »Insigne gentis (Suevorum), obliquare crinem nodoque substringere. Sic Suevi a caeteris Germanis, sic Suevorum ingenui a servis separantur. In aliis gentibus seu cognatione aliqua Suevorum, seu (quod soepe accidit) imitatione, rarum et intra juventae spatium; apud Suevos usque ad caniciem horrentem capillum retro sequuntur, ac soepe in ipso vertice religant: — — — Principes et ornatiorem habent etc.« — Tacit. M. G. 38.

Von den Germanen überhaupt, oder einigen besondern Stämmen sprechen über diesen Gegenstand

Senec. de ira III. 26: Nec ruffus crinis et coactus in nodum apud Germanos virum dedecet. — Id. epist. 124: Quid capillum ingenti diligentia comis, cum illum — — — Germanorum nodo vinxeris? Martial. V. epigr. 36 Quae crine vincis Baetici gregis vellus, Rhenique nodos. Id. epigr. 3 de spectac.: Crinibus in nodum tortis venere Sicambri.

Juven. l. Satyr. XIII. v. 164 sq.

Caerula quis stupuit Germani lumina, flavam

Caesariem et madido torquentem cornua cirro.

Tertull. d. virg. veland.: Cirros Germanorum.

1. Kleine *Scheiben von schneckenförmig gewundenem Drath* (Tab. II. Fig. 4. 6. 8). Sie waren sehr morsch und gebrechlich, und wurden auf der rechten Seite des Vorderhauptes gefunden bei Skeletten, welche man nach sonstigen Anzeigen für weibliche halten muss. Die Stelle, wo diese Zierrathen an dem Schedel lagen, ist durch einen grossen Flecken, vom grünen Roste gefärbt, kennbar.

Grosse Ähnlichkeit mit diesen haben auch andere Drathscheiben, deren immer zwei durch eine aufwärts stehende breite Schiene verbunden sind. (Tab. II. Fig. 5.).

2. Von anderer Form war die Haarzierde bei einem Skelette, welches die dabei liegenden Waffen als ein männliches zu erkennen gaben. Die schon grössten Theils vermoderte Hirnschale war (mit Erde, und) mit einer Menge Bruchstücke *zirkelförmig gebogener Schienen* (Tab. II. Fig. 7.) umgeben. Sie sind dünn, wie Papier; nur 1 Linie breit, und mochten in ihrer ehemahligen zirkelförmigen Gestalt im Durchmesser des innern Raumes 10 Linien bis 1 Zoll gehabt haben. Die grosse Menge dieser Bruchstücke, — ihre weit ausgebreitete Zerstreuung, — und vorzüglich der Umstand, dass die linke Seite des Hinterhauptbeines mit grünem Roste gefärbt war, — alles dieses setzt es ganz ausser Zweifel, dass es eine Haarzierde war, welche in spiralförmiger Windung sich um das aufgesteckte (vielleicht in Zöpfen geflochtene?) Haar schlang, und vollkommen jenen Spiralringen müsse geglichen haben, die man obgleich nicht ganz, doch vollständiger (Tab. II. Fig. 9.) in andern hiesigen Gräbern gefunden hat, und wovon auch Abbildungen vorkommen bei Stieff (de urnis in Silesia Tab. V, lit. h.) bei Schäfer (Beiträge zur Kenntniss der deutschen Alterthümer S. 82, Tab. III. Fig. 10) und bei Rhode (Cimbr. Holstein. Antiq. Remarq. 18. Woche).

Bei oben erwähnten Bruchstücken der Schienen (Tab. II. Fig. 7.) war auch noch ein einzelnes Stückchen von einer Art *viereckigen, dicken Drathes*,

der wie eine Schnur gewunden und an beiden Enden umgebogen ist; es muss daselbst an Holz oder Bein befestigt gewesen seyn, da sich noch Fasern daran bemerken liessen.

3. Hieher mögen auch gerechnet werden *Ringe*, ovalrund, und offen, mit geründetem, gegen die Öffnung hin etwas dünnern Reife. (Tab. II. Fig. 10.). Da man sie — in Stücken zerbrochen — in der *Gegend des Kopfes* fand, so ist es in hohem Grade wahrscheinlich, dass sie zu irgend einer Bedeckung des Kopfes oder Zierde der Haare gebraucht worden seyen. Gleichwohl will ich dieses aus Mangel an überzeugenden Beweisen nicht für ganz gewiss behaupten, — und lasse es also auch dahin gestellt, ob Montfaucon (a. a. O. livr. II. cp. 1.) und Rhode (a. a. O. 25. Woche) die richtige Ansicht hatten, wenn sie sagen, die Alten hätten sich solcher Ringe bedient, um das Haar durchzuziehen, und dann mit einer Nadel zu befestigen. Wäre diese Behauptung hinlänglich bewiesen, so würden die oben (S. 30) beschriebenen Stifte, wenigstens zum Theile, auch hieher zu rechnen seyn.

f. *Gewölbte Platten und Schildchen von Blech*. Sie dienten zur Verzierung der Kleidungsstücke, auf welche sie genäht, oder sonst auf irgend eine Art befestigt waren. Sie sind von dünnem Bleche; die innere Seite ist hohl, die äussere erhaben oder gewölbt; sie haben verschiedene Grösse und eine verhältnissmässig hohe Wölbung.

Kleinere solche Plättchen (Tab. IV. Fig. 1.) von 1 Zoll und 2 — 3 Linien Durchmesser, auf 2 entgegenstehenden Seiten an der Peripherie durchlöchert, fanden sich in grosser Menge in einem der Gräber: mehr als 60 derselben brachte man noch heraus und fast eben so viele mögen zu Grunde gegangen seyn. Die Schenkelknochen, welche fast allein vom ganzen Gerippe noch übrigten, waren von solchen Plättchen ganz umgeben und durch und durch grün gefärbt; einige lagen auch — etwa eine Spanne weit davon entfernt.

Um die Gegend der beiden Kniee, und weiter hinauf gegen die Mitte lagen drei andre solcher Platten oder Schildchen von 3 Zoll 5 Linien Durchmesser an der Peripherie durch erhabne Punkte verziert und an vier gleich weit entfernten Stellen durchlöchert (Taf. IV. Fig. 2). Aus allen Umständen geht hervor, dass alle diese Plättchen auf ein Kleidungsstück (eine Art Beinkleider, oder Schürze) aufgenähet waren, und zur Verzierung dienten.

Auch aus andern Gräbern zog man dergleichen, jedoch nur immer einzelne Schildchen hervor. Sie sind von verschiedenem Durchmesser, 2 — 3 Zoll, durch erhabene Punkte auf mancherlei Art verziert (wie Tab. IV. Fig. 3.) und scheinen dieselbe Bestimmung, wie die vorher genannten gehabt zu haben. Möglich wäre es jedoch, dass wenigstens einige derselben als Beschläge der Schilde oder dergleichen gedienet hätten.

C. WERKZEUGE ZUM HÄUSELICHEN GEBRAUCHE.

a. *Messer*. Man fand ihrer sieben: vier eherne, drei eiserne. Dass sie nicht etwa als Waffen dürfen angesehen werden, dafür bürgt ihre Form: die meisten sind ziemlich breit und kurz, der Rücken sehr dick. Nur zwei eiserne (wovon eines Tab. IV. Fig. 5. abgebildet ist) sind etwas länger; von den Heften ist nur dadurch noch eine Spur, dass die Klinge unten mit einem breiten Stifte versehen ist. Die ehernen scheinen durchaus gegossen zu seyn. Eines derselben ist vorzüglich merkwürdig (Tab. IV. Fig. 4.): die Klinge und das halbgeründete, mit gitterförmigen Erhabenheiten verzierte Heft sind aus Einem Gusse; das ganze Messer hat diese Form nur auf einer Seite (Oberfläche), auf der andern ist es ganz eben und platt, so dass selbst die Schneide nur einen halben Keil bildet.

b. *Eine Ahle*. Ein eherner, spitziger Stift, in einem kleinen Thierknochen steckend, kann wohl kaum zu etwas Anderem gedient haben, als zum Durch-

stechen bei mechanischen Arbeiten (Tab. IV. Fig. 7.); ich nenne ihn deswegen eine Ahle.

c. *Eine kleine Zange.* (Eine breite Schiene, gekrümmt, gegen die beiden Ende dicker, breiter und abgeebnet, und überdiess elastisch (Tab. IV. Fig. 8.)) stellet ganz die Gestalt einer kleinen Zange vor. Dass man sie bei irgend einem häuslichen oder mechanischen Geschäfte benützt habe, ist sehr wahrscheinlich. Zu welchem? weiss ich nicht; will auch nicht einmahl eine Vermuthung darüber wagen. — Rhode (a. a. O. 26. Woche) liefert die Abbildung einer ähnlichen Zange; aber seine Meinung, dass sie zum Ausraufen einzelner, zu kurzer Haare soll gedienet haben, scheint mir — nicht ganz gegründet.

D. GERÄTHSCHAFTEN UND WERKZEUGE, DEREN GEBRAUCH SICH KAUM WAHRSCHEINLICH ANGEBEN LÄSST.

Bei allen bisher aufgezählten Geräthschaften aus Erz liess sich der Gebrauch entweder ganz zuverlässig bestimmen, oder durch Vergleichung und andere Nebenumstände wenigstens mit einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit angeben. Aber bei einigen derselben findet auch Letzteres nicht Statt.

Dahin gehören:

a. Einige theils eherne, theils eiserne *Ringe*, mit besonders dicken, plumpen, geründeten Reifen, ohne alle Verzierung. Sie haben verschiedene Grösse von 1 1/2 — 3 Zoll Durchmesser. — Wer mag es errathen, wozu sie eigentlich dienten? Die Vermuthung, dass eine ähnliche Sitte bei den hier Begrabenen, wie bei den Chatten (Tacit. M. G. 31) geherrscht habe, halte ich für zu gewagt.

b. Eine Art fein gearbeiteten *Ringes*. Der Reif ist hohl und aus zwei zugeründeten dünnen Blechen, zwischen welchen ein anderes plattes Blech als Scheidewand durchläuft, zusammen gesetzt; die drei Stücke werden durch vier Niethnägel zusammen gehalten (Tab. IV. Fig. 6). Der Durchmesser des innern leeren Raumes beträgt 7 Linien, die Breite des Reifes 5 Linien. — War in der Höhlung des Reifes Etwas enthalten? Diente der Ring zu einer Bulla, wie sie die Römer hatten, — zum Schmucke, oder zu irgend einem Aberglauben? Fragen, welche man sich bei gänzlichem Mangel anderer Anzeigen nicht lösen kann.

c. Zwei *viereckige Tafeln Bleches*, an zwei Seiten auf- oder umgebogen; das eine vollständig (Tab. IV. Fig. 9.), das andere zerbrochen.

Dabei lagen (aber ungewiss, ob eben dazu gehörig) *dreissig kleine Blechrollen* (Tab. IV. Fig. 10.). Die eine Aussenseite ist halbrund, die andere wo die beiden Säume — ziemlich klaffend — zusammengebogen sind, ist mehr platt. Sie scheinen zwar über ein Band oder einen Riemen gebogen gewesen zu seyn; allein ob sie eine Haarzierde, eine Kette, einen Gürtel, oder Etwas dergleichen ausmachten, lässt sich nicht nachweisen.

d. Zwei — an verschiedenen Orten vorgefundene — *breite Bleche*, schon allenthalben vom Roste beschädigt (Tab. IV. Fig. 12.). Sie sind sehr dünn, werden aber allmählich dicker gegen die Stelle hin, wo sich eine Art kurzen Stieles mit einem kleinen Ringe anschliesst. — Nach letzterer Ansicht hat es Ähnlichkeit mit der Abbildung eines Werkzeuges bei Stieff, (a. a. O. pag. 32. und Tab. 5. Fig. g.) der es für ein Opfermesser erklärt. Ich will diese Meinung weder unbedingt annehmen, noch verwerfen.

II. GERÄTHSCHAFTEN AUS VERSCHIEDENEM MATERIALE,

a. Gefässe und Geschirre aus Thon.

Was oben bei Beschreibung der Knochen und Skelette erinnert wurde, gilt auch hier auf ähnliche Weise. Man fand die Geschirre *alle* zerbrochen, und die Scherben derselben nicht nur sehr unvollständig, sondern auch meistens Theils zerstreut. Ich war Anfangs sehr geneigt, diese Zerbrechung der Unachtsamkeit der Arbeitsleute zuzuschreiben; aber überzeugte mich bald augenscheinlich, dass die Scherben nur selten neue, sondern alte und längst zuvor geschehene Brüche zeigen, welche Zerdrückung ich mir aus der ungeheuern Schwere der darauf lastenden Steine erklärte. Ich suchte nun die einander näher liegenden Bruchstücke zusammen zu passen; aber auch dieses gelang nur sehr unvollkommen, es kam selten ein Ganzes zusammen. Dadurch desto aufmerksamer gemacht fand ich endlich, dass Bruchstücke eines und eben desselben Gefässes, oft auf weite Strecken auseinander, oder mitten zwischen Steinen zerstreut waren, deren mehrere sich genau aneinander fügen liessen, zu denen man aber die übrigen fehlenden mit der aufmerksamsten Sorgfalt nicht mehr ausfindig machen konnte. Ich kann mir hierüber keine befriedigende Erklärung denken, als dass 1. diese zerstreuten Stücke aus schon frühern Gräbern herkamen (wie ich oben das Nämliche bei derselben Zerstreung der Knochen bemerkte S. 13) oder 2. dass man bei Beerdigung des Todten einige — vielleicht zu seinem ehemahls täglichen Gebrauche dienenden — Gefässe zerschlug, und die Scherben auseinander warf, um dadurch eine Art Trauer auszudrücken, — oder aus irgend einem Aberglauben. *)

*) Von solch einem Aberglauben findet sich ein Beispiel bei den Indiern, in Sonnerats Reise nach Ostindien und China (deutsche Übersetzung I. Bd. S. 78, Abbild. Tfl. XIV): »Wenn der Leichnam verbrannt wird, so legt der Vornehmste aus der Familie zuerst Feuer an den Scheiterhaufen; diess muss er mit abgewandtem Gesichte thun und dabei ein neues, mit Wasser gefülltes Gefäss auf seiner Schulter tragen; so bald er merkt, dass die Flamme das Holz ergriffen, lässt er das Gefäss fallen; — bricht das zur Erde gefallene Gefäss nicht, so ist es ein Zeichen, dass noch selbiges Jahr Jemand aus der Familie sterbe; es ist aber schon so gebrechlich, dass es richtig allemal zerfällt.« Vergl. Unterhaltungen über den Menschen (Augsburg) III Thl. S. 535.

Doch wurden auch mehrere Gefässe gefunden, deren Stücke nahe beisammen lagen, und ziemlich vollständig waren. Daraus lässt sich vermuthen, dass man den Todten, wenigstens einigen, auch ganze Gefässe mit ins Grab gegeben habe. Bei einigen wurden sie zu den Füßen, bei andern oben beim Kopfe angetroffen. Bei einem Körper fand man eine flache Schüssel als Unterlage des Kopfes.

Ob jene Geschirre, die wahrscheinlich ganz mitgegeben wurden, mit Speise oder Getränk gefüllt waren, weiss ich nicht zuverlässig anzugeben; an einem einzigen glaubte ich eine Spur zu entdecken, dass etwas Flüssiges darin mögte enthalten gewesen seyn: es zeigte sich ein dicker, weisslicher Ansatz an den innern Wänden des Gefässes.

Der Thon, woraus diese Geschirre verfertigt sind, ist derselbe, wie er noch heut zu Tage in der Gegend häufig angetroffen wird. An ganz frischen Brüchen der Scherben sieht man verschiedene Abstufungen der Farbe — gelb, roth, braun, meistens aber schwärzlich grau oder ganz schwarz. Diese Verschiedenheit mag wohl von der Natur des Thones nicht allein herrühren, sondern ihren Grund auch in dem geringern oder stärkern Brennen, im längern oder kürzern Gebrauche der Geschirre selbst haben, je nachdem die Feuchtigkeit darin enthaltner Dinge mehr oder minder ein- oder durchdringen konnte. — Denn das Geschirr gehörig zu brennen, oder durch Feuer zu härten scheinen die damahligen Töpfer eben nicht zum Besten verstanden zu haben; die Scherben sind, wenn sie aus den Gräbern hervor geholt werden, ziemlich weich, und werden erst dann wieder härter, wenn sie einige Zeit an der freien Luft sind. Diese geringe Festigkeit mag sie wohl auch auf den Gedanken gebracht haben, das Geschirr durch irgend ein Mittel vor zu grosser Durchdringlichkeit flüssiger Dinge zu bewahren: sie mischten dem Thone *Quarzsand* bei, den man in allen diesen Gefässen in sehr groben Körnern — nebst *Feldspath*- und *Glimmer*-stücken — in die Thonmasse eingeknetet antrifft.

Ein einziges Bruchstück fand man von einem Geschirre, das von aussen metallisch glänzend, und an den Fingern Schmutz zurück lassend auf die Vermuthung leitet, dass man schon damals bei einzelnen Töpferarbeiten sich des *Graphites* als Überzug bediente.

Die *Bildung* oder Zubereitung der Gefässe geschah entweder aus *freier Hand*, oder auf einer *Scheibe*. Beides lässt sich genau und deutlich unterscheiden. Im ersten Falle sind die Wände des Geschirres sehr plump, dick und ungleich, die Ründung und Bauchung unregelmässig; im zweiten Falle zwar immer noch dicker, als heut zu Tage, aber doch geschmeidiger, als jene, gleichartig und regelmässig gebaut und mit offenbaren Spuren concentrischer Kreise. — Einige scheinen sogar *zwei Mal* auf der Drehscheibe bearbeitet zu seyn, weil auch der Boden von aussen, welcher bei der ersten Bearbeitung verdeckt und folglich unzugänglich seyn musste, ebenfalls regelmässige Erhöhungen und Vertiefungen hat. — Auch *Verzierungen* — freilich ziemlich einfach und kunstlos — sind an mehrern Geschirren angebracht. Dass sie von innen oder wenigstens von aussen übertüncht, oder bemalet gewesen wären, findet man keine deutliche Spur; — das einzige Stückchen, das mit Graphit überzogen war, ausgenommen.

Der *äussern Form* nach sind diese Gefässe und Geschirre — gross, flach und nieder, *teller- oder schüsselförmige*; — etwas höher, mit allmählich kugelförmiger Bauchung, und enger zulaufendem, dann gerade erhöhtem Halse, *krugförmige*; — mit weiterer Öffnung und kleinerm Boden, wo die Wände fast in gerader Richtung (nicht aus- und nicht einbeugend) abwärts laufen, *hafen- und becherartige*; — nieder, mit verengtem, kurzen Halse, aber weitem, kugelförmigen Bauche, *flaschenartige*; — endlich (unten ganz oder beinahe ganz rund zulaufend, mit einer Öffnung, die dem ganzen Umfange gleich ist, am Rande mit einem etwas auswärts gehendem Saume eingefasst, dabei sehr nieder, *napf- oder schaaalenartige*.

An vielen sind *Henkel*, entweder nach der Länge oder nach der Breite, angebracht, und meistens mehrere am nämlichen Gefässe, — so klein und mit so engen Öffnungen, dass man deutlich sieht, sie haben nicht als eigentliche Handhaben, sondern nur dazu gedienet, um ein Tragband oder einen Riemen durchzuziehen.

b. *Wetzsteine.*

Zwei kleine, ordentlich zugearbeitete Steine, hart, von schwarzgrauer Farbe (dem schwarzgrauen Schiefer unserer Schreibtafeln ähnlich) über 2 Zoll lang, gegen 1 Zoll breit, bei 4 Linien dick; die eine der längern Seiten ist etwas dünner und geschärft. Diese Steinchen mögen am Wahrscheinlichsten als Wetzsteine zur Schärfung schneidender Werkzeuge gedienet haben.

c. *Ring aus Bernstein.*

Es ist dieses das einzige Stück aus Bernstein, welches man in diesen Gräbern vorfand. Der Ring ist nicht ganz regelmässig rund, der Durchmesser des innern (leeren) Raumes beträgt nur 7 Linien, die Breite des Reifes $3\frac{1}{2}$ — Linien, die Dicke nach der Durchschnittsfläche 5 Linien. Diese Durchschnittsfläche des Reifes ist fast viereckig; denn gegen die innere und äussere Peripherie, so wie auch an der obern und untern Seite ist er scharf zulaufend. Der Bernstein selbst ist durch das lange Liegen unter der Erde glanzlos, gelb-schmutzig, rauh und fast völlig unkenntlich geworden; nur durch einen kleinen Bruch, den er beim Herausnehmen erhielt, zeigte sich seine Farbe glänzend, dunkelgelb, etwas ins Rothe spielend. — Über den Gebrauch dieses Ringes lässt sich das Nämliche, oder vielmehr eben so wenig Zuverlässiges sagen, als über jenen (oben S. 40) beschriebenen und (Tab. IV. Fig. 6.) abgebildeten hohlen Metallring, mit welchem dieser grosse Ähnlichkeit hat.

d. *Ein Thierzahn.*

Endlich kann noch hieher gerechnet werden ein grosser Thierzahn, — in so ferne er nicht mehr in seiner ganz natürlichen Gestalt, sondern schon zu irgend einem Gebrauche *bearbeitet gefunden* wurde. Er ist unten an der Wurzel durchlöchert, und etwas zugeschnitten, — mag also als Angehänge — aus Aberglaube, oder zur Zierde, oder zur Erinnerung an irgend eine tapfere oder kühne That? — gedienet haben.

Dieser Zahn hat die auffallendste Ähnlichkeit — ich möchte sagen, Gleichheit — an Gestalt und Grösse mit den zwei Backenzähnen eines Thieres, dessen versteinerter Schedel im Mineralienkabinette zu Amberg aufbewahrt wird. Dieses Petrifikat soll — besage eines dabei liegenden Zettels — von einem See- oder Eisbären aus der Solkenhöhle — beiläufig $1\frac{1}{2}$ Meile von Gösswein-stein — herkommen. Unter den Zoolithen aus der Gailenreuter Höhle — sind Zähne von sogenannten Höhlenbären, die mit jenem viele Ähnlichkeit haben, nur dass sie kürzer und stumpfer sind.

ZWEITE ABTHEILUNG.

UNTERSUCHUNG, WELCHEM ZEITALTER UND WELCHEM VOLKE DIESE ALTERTHÜMER MÖGTE ANGEHÖRT HABEN.

Die bisherige Beschreibung der Alterthümer zeigt, dass man daraus — an und für sich genommen — über ihr Alter nichts ganz Gewisses und unwidersprechlich Zuverlässiges entnehmen kann. Dessenungeachtet glaube ich, aus dem Materiale, der Form etc. der Geräthschaften und andern dergleichen Nebenumständen, — zusammengehalten mit historischen und geographischen Zeugnissen, — meiner Meinung wenigstens jenen hohen Grad der *Wahrscheinlichkeit* verschaffen zu können, welcher bei dergleichen Untersuchungen *billiger Weise* kann gefordert werden.

E R S T E R A B S C H N I T T.

AUS WELCHER ZEIT SIND DIESE GRÄBER, UND GERÄTHE?

Die Art der Bestattung der Leichname, wie man sie in diesen Gräbern antrifft; das Bedecken mit ungeheuern Steinmassen, eiserne Waffen, das Vermodern, oder die gänzliche Auflösung der Knochen sind *überhaupt* sprechende Beweise von *einem sehr hohen Alterthume* dieser Gräber.

Ins Besondere aber bieten diese und andere Umstände deutlichere Beweise dar, welche Zeit hier dürfte angenommen werden.

1. Das Begraben.

Es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, dass das *Begraben* der Leichname fast bei allen Völkern früher üblich war; dass aber das *Verbrennen* erst später eingeführt wurde. Bei einigen Völkern blieben beide Arten der Bestattung noch längere Zeit in Übung *), bis endlich nach und nach das Verbrennen der Todtenkörper allgemein geworden zu seyn scheint, wie sich diess aus den in neuern Zeiten aufgefundenen Begräbnissplätzen zeigt. Erst bei Einführung des Christenthumes wurde das Verbrennen der Todtenkörper schärfstens verboten.

Bei den Völkern, welche das heutige Deutschland ehemals bewohnten, muss das Verbrennen der Todtenkörper entweder schon allgemein gewesen seyn,

*) Hinsichtlich der Römer sehe man darüber Plin. h. n. VII. 55 und Cic. d. legg. II. 22, bei den Indiern macht die Verschiedenheit der Religionssekte hierin einen Unterschied. Die Anhänger des Schiwen begraben ihre Todten in die Erde; die Schüler des Wischnu verbrennen sie. — Sonnerats Reise durch Ostindien und China, deutsch. Übersetz. I. Th. S. 73.

oder wenigstens doch *nebst* dem *eigentlichen* Begraben Statt gefunden haben zur Zeit, wo Tacitus sein Buch über die Sitten der Germanen schrieb d. i. in der *zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts unserer christlichen Zeitrechnung*.

Dürfte man die Angabe dieses Schriftstellers (de Mor. Germ. 27), dass die Germanen die Leichname *verbrannten*, als *allgemein*, und *unbeschränkt geltend* annehmen, so würde in Absicht der Gräber bei Amberg folgen, dass sie schon *vor* der zweiten Hälfte des I. Jahr - Hunderts angelegt worden wären.

Es zeigen sich auch ein ganz bestimmter Beweis, und einige — wenigstens wahrscheinliche — Vermuthungsgründe, dass auch in dieser Gegend das Verbrennen nicht mehr unbekannt war (Sieh oben S. 5.); und somit lässt sich annehmen, dass auch die Bewohner dieser Gegend anfiengen, die Sitte der ältern Begräbnissart mit jener des Verbrennens zu vertauschen, oder dass wenigstens *nebst* dem Begraben auch das Verbrennen hie und da üblich wurde. Allerdings muss das Beispiel der ihnen *benachbarten Völker* zu dieser Veränderung Anlass gegeben haben. Wir mögen nun hier die Römer, oder andere in Deutschland einwandernde, oder dasselbe umgebende Völker verstehen, so trifft auf jeden Fall diese Bekanntschaft wenigstens in die ältesten Zeiten unserer christlichen Zeitrechnung.

Übrigens ist es mir wahrscheinlich, dass das Verbrennen hier seltner und vielleicht nur ausnahmsweise geschah, da der Gräber eine so grosse Zahl, aber nur eine einzige Urne angetroffen wurde.

Die Frage, ob man nicht etwa von der Gewohnheit des Verbrennens erst später wieder zur Beerdigung zurückgekommen sey, und also die befraglichen Gräber vielleicht für jünger, als die Urne angesehen werden müssen? Diese Frage beantwortet sich zum Theil aus den schon angegebenen Spuren des höchsten Alterthumes der Gräber, wird sich aber noch besser dadurch entscheiden lassen,

wenn wir weiter betrachten, was sich bei der Ausbeute aus diesen Gräbern zeigte; nämlich

2. *Gänzlicher Mangel an edeln Metallen (Gold und Silber) und an Münzen.*

In andern alten Gräbern findet man öfter doch *einige* Geräthschaften aus Gold oder Silber, oder (grösstentheils römische) Münzen; in diesen aber auch nicht die geringste Spur davon. Dieser Mangel zeigt aber entweder von geringem Ansehen, und Ärmlichkeit der hier Begrabnen, — oder von sehr hohem Alter der Begräbnisse. Dass Ersteres die Ursache wohl kaum seyn könne, lässt sich schon aus der Menge der Grabhügel vermuthen; denn wie sollte unter so vielen hier Begrabnen auch nicht ein einziger durch Reichthum, Würde, Tapferkeit und dergleichen ausgezeichneter Mann sich befunden haben? Vielmehr kann man nebst andern vorzüglich Ein Begräbniss ganz gewiss als das eines angesehenen Mannes betrachten: der Hügel ist ungewöhnlich hoch und umfassend, und von einem ungeheuern Steinwalle umgeben; das eigentliche, darin befindliche, Grab mit besonderm Fleisse in Form eines Sarges aus geschichteten Steinen gebaut; bei dem Skelette lagen nebst Verzierungen, Nadeln, Haarschmuck und dergleichen noch mehrere Waffen, nämlich zu einer Seite ein Schwert, und ein Dolch (Framea?), zur andern Seite wieder ein solcher Doch, und ein Hammer (wie einer oben S. 33 beschrieben wurde). Auch die übrigen Skelette desselben Hügelns hatten viel und mancherlei Geräthe bei sich, — unter andern den Ring von Bernstein (S. 44). Was fehlt hier noch zur prächtigen Ausstattung, als Gold oder Silber? —

Ähnliches gilt auch von dem Mangel an Münzen in diesen Gräbern.

Die hier Begrabnen gehören in eine Zeit, wo Gold und Silber unter ihnen noch wenig bekannt, oder eben nicht höher, als die andern Metalle oder

das gewöhnlichste (wenn nur brauchbare) Material geachtet wurde, *) — wo der Handel zwischen ihnen und römischen Kaufleuten entweder noch wenig getrieben wurde, oder nur in einem Tauschhandel (Waare für Waare, — ohne Geld) bestand, **) — wo sie von den Römern noch nicht mit Geld beschenkt, oder bestochen wurden, ***) und dieses noch nicht viel in Umlauf kam.

Die allmähliche und erst *beginnende* Bekanntschaft der Germanen mit Gold, Silber und römischem Gelde setzt aber Tacitus in sein Zeitalter; also führt uns der erwähnte Mangel edler Metalle in diesen Gräbern ebenfalls auf die gegründete Vermuthung, dass diese Begräbnisse *in das erste Jahrhundert christlicher Zeitrechnung*, wo nicht noch weiter hinauf, reichen.

Marbods Reichthum, und die römischen Kaufleute in seinem Lande (Tacit. annal. II. 62) sind als *Ausnahmen* zu betrachten und thun der obigen Behauptung keinen Abtrag. — Auch die Nähe der Römer an der Donau in

*) Argentum et aurum propitii, an irati Dii negaverint, dubito. — — — Possessione et usu haud perinde afficiuntur. Est videre apud illos argentea vasa, — — — non in alia vilitate (al. utilitate), quam quae humo finguntur. Tacit. d. mor. Germ. 5.

**) Proximi ob usum comerciorum aurum et argentum in pretio habent, formasque quasdam nostrae pecuniae agnoscunt atque eligunt; interiores simplicius et antiquius permutatione mercium utuntur. — — — Argentum quoque magis quam aurum sequuntur, nulla affectione animi, sed quia numerus argenteorum facilius usui est, promiscua ac vilia mercantibus. Tacit. l. c.

Dieser Gebrauch des Geldes wurde also erst seit des Tacitus Zeiten unter den Germanen — und über diess nur bei Kaufleuten häufiger; früher und weiter hinein im Innern bestand noch der Tauschhandel. Dieser Handel war in frühern Zeiten ohnehin unbedeutend. — Mercatoribus est ad eos (Suevos) aditus eo magis, ut, quae bello ceperint, quibus vendant, habeant, quam quo ullam rem ad se importari desiderent. Caes. d. B. G. IV. 2.

***) Gaudent (Germani) praecipue finitimarum gentium donis, quae non modo a singulis, sed publice mittuntur: electi equi, magna arma, phalerae, torques que. Jam et pecuniam accipere docuimus — sagt Tacitus von seiner Zeit (l. c. 15.). Die Geldgeschenke geschahen aber (nach einer andern Stelle dieses Schriftstellers, l. c. 42) an Könige, welche mit den Römern in gutem Verständnisse, oder vielmehr unter ihrer Botmässigkeit standen. Sed vis et potentia regibus (Marcomanorum et Quadorum) ex auctoritate Romana: raro armis nostris, soepius pecunia juvantur.

damaligen Zeiten, und der mit ihnen häufigere Verkehr enthält noch keinen nothwendigen Grund, dass Gold und Silber, oder Münzen unter den Bewohnern hiesiger Gegend schon zu *dieser Zeit* müssten allgemein geworden seyn; der Handel ist ja gewöhnlich nur in den Händen einiger Wenigen, war noch lange Zeit nur Tauschhandel (vergleiche die vorigen drei Amerkungen) und von Seite der Römer mit argwöhnischer Vorsicht auf die Grenzen (an der Donau und dem Rheine) eingeschränkt. (Vergleiche Tacit. M. G. 17. 23. 41.)

Von sehr hohem Alter dieser Gräber zeugen ferner

3. Geräthschaften und sogar Waffen aus Erz, — Mangel oder Seltenheit des Eisens.

Allgemein anerkannt ist es unter den Alterthumsforschern, je weniger Eisen sich in alten Grabstätten finde, je mehr aber die Geräthschaften, — besonders die Waffen — noch aus anderm Materiale bestehen, desto höheres Alter müsse ihnen zuerkannt werden. Fast bei allen Völkern waren eiserne Waffen üblich, aber nur immer so lange, als bis man *einheimisches* Eisen kennen und bearbeiten lernte, oder aus *benachbarten* Gegenden dieses Metall zu beziehen Gelegenheit fand.

Bei den damahligen Bewohnern dieser Gegend war das *Eisen nicht mehr ganz unbekannt*, weil man doch *einige* Geräthschaften, aus diesem Metalle verfertigt, fand; aber es muss, — nach der so geringen Anzahl eiserner Werkzeuge zu schliessen, — *sehr selten* gewesen seyn.

Die Ursachen dieser Seltenheit scheinen aber nicht allein darin gegründet gewesen zu seyn, dass man etwa auch hier, wie bei andern Völkern *), das

*) Gothini, quo magis pudeat, et ferrum effodiunt. Tac. M. G. 43.

Graben nach Erz für eine *entehrende* Beschäftigung gehalten hätte; sondern diese Seltenheit ist weit wahrscheinlicher dem damaligen Mangel an *einheimischen* Eisen zuzuschreiben, — weil nämlich die meisten germanischen Völker und insonderheit die damaligen Bewohner dieser Gegend mit den Merkmalen dieses so nützlichen Metalles so ganz unbekannt gewesen seyn müssen, dass sie das Erz nicht einmahl aufzufinden, vielweniger aber zu bearbeiten wussten. Sonst liesse sich wohl kaum erklären, dass in einer an Eisen so reichhaltigen Gegend, wie jene um Amberg ist, wo man so zu sagen mit jedem Schritte auf Eisenerz tritt, dieses Metall zu Verfertigung der nothwendigsten Geräthe, hauptsächlich auch der Waffen, *gar nicht* sollte benützt worden seyn.

Die wenigen Stücke Eisen, die man in diesen Gräbern fand, müssen also anders woher gekommen seyn, — entweder von andern germanischen, oder mit den Germanen verwandten Völkern, oder von den benachbarten Römern aus dem Norikum.

Alle bisher angegebenen Umstände lassen sich in der Schilderung, welche Tacitus von den Germanen *seiner Zeit* macht, nachweisen: Das Eisen war in Germanien nicht mehr ganz unbekannt, denn die Gothinen gruben Eisenerz *); aber es war noch sehr selten, und so schwer zu bekommen, dass sogar die Waffen aus anderm Materiale verfertigt waren **). Setzt man zu diesen Angaben noch, dass die wenigen, eisernen Stücke in diesen alten Gräbern nicht in der Tiefe, sondern meistens nur in den *obern* Schichten hoher Hügel (die

*) Gothini — — — ferrum effodiunt. Tac. l. c. 43. Frameas (Germani) gerunt, angusto et brevi ferro. l. c. 6.

**) Ne ferrum quidem superest, sicut ex genere telorum colligitur. id. cp. 6. — Rarus ferri, frequens fustium usus, sagt er weiter unten cp. 45 von den Ästyern, einem den Sueven verwandten Volke.

jünger, als die untern Schichten sind) gelegen waren, dass die Kenntniss und der Gebrauch des Eisens erst *später*, in den folgenden Jahrhunderten durch die vielen Hin- und Herzüge der Völker, bekannter und ausgebreiteter wurde, so darf man wohl auch in *dieser* Hinsicht annehmen, dass die Anlegung dieser Grabhügel in das erste Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung hinauf reiche.

Waren die wenigen eisernen Geräthschaften, die man fand, wirklich aus dem benachbarten Norikum d. i. von den Römern, so findet sich über die eben angegebene Zeit ohnehin kein Anstand, weil das norische Eisen, und die daraus geschmiedeten Waffen der Römer schon etwas früher bekannt waren*); es erklärt sich aber auch daraus, warum so wenig Eisen, und insonderheit keine *Waffen* aus Eisen anzutreffen waren. Denn diejenigen, die im Besitze dieses wichtigen und damals seltnen Metalles waren, überliessen es wohl nicht gerne Auswärtigen, am Allerwenigsten durften Waffen an dieselben abgegeben werden**), — eine Vorsicht, die man noch später (z. B. unter den Karolingern) streng ausübte.

Selbst auch

4. Das Stückchen Bernstein

scheint einiges Licht über das Alter dieser Gräber zu geben. Man fand nur dieses einzige Stück (S. oben S. 44); dieser Umstand zeigt ebenfalls, dass der Bernstein zwar nicht ganz unbekannt war, aber gleichwohl sehr kostbar und selten müsse gewesen seyn. In so ferne mögte dann dieser Ring einen Zeit-

*) *Durior es ferro, quod Noricus excoquit ignis.* Ovid. *Metam.* XIV. 712.

Noricus ensis. Horat. I. Od. 16, et *Epod.* 17.

**) *Raro armis nostris, soepius pecunia juvantur.* Tac. *M. G.* 42.

raum andeuten, wo unter Drusus und Germanicus (also eben wieder um die Zeit der Geburt Christi) der seit längerer Zeit ziemlich ausser Acht gekommene Bernstein neuerdings ein Handlungsartikel durch Pannonien, und dadurch auch in andern Ländern wieder bekannter wurde. (S. Schlözers nord. Geschichte in der Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie der neuern Zeit. XIII. Thl. S. 35). Und so konnte dann auch Tacitus (M. G. 45) wieder nähere Nachricht davon geben.

Endlich giebt auch

5. Die Form der Geräthschaften.

oder die daran bemerkbare Kunstfertigkeit, der bessere oder geringere Geschmack, womit sowohl die ehernen, als andern Geräte bearbeitet sind, einige Winke für die Bestimmung ihres Alters.

Viele eherne Werkzeuge haben noch ganz das Gepräge grosser Unbehüllichkeit, worin sich wenig Geschmack, sondern nur der Zweck, irgend einem Bedürfnisse zu steuern, ausspricht; dagegen andere mit so viel Geschmack, und Zierlichkeit verfertigt sind, als jene, die in den Sammlungen römischer Alterthümer aufbewahrt werden. Die irdnen Geschirre zeigen eben so verschiedene Abstufungen — vom elenden Machwerke, das aus freier Hand mühselig und plump zusammen geklebt, und schlecht gebrannt ist, bis zum niedlichen Gefässe, das auf der Scheibe ordentlich gedreht, mit einigen gleichförmigen Zierrathen versehen, und viel fester gebrannt ist. Da nun die besser bearbeiteten Stücke immer oben in den Grabhügeln gefunden wurden, also spätern Ursprunges sind; die kunstlosern und weniger geschmackvollen aber aus den tiefsten Schichten der Grabhügel hervorgegraben wurden, so muss während des Zeitraumes, wo diese Gräber nach und nach angelegt wurden, der Übergang von rohen Kunstversuchen zur höhern Stufe einiges Geschmacks

und künstlerischer Bildung geschehen seyn. Durch die Nachbarschaft der Römer war dieses am Ersten möglich, und es ist kaum auf eine andere Art erklärbar.

Und so ein Zeitraum fällt ebenfalls durch die natürlichste Vermuthung kurz vor, oder bald nach Christi Geburt. Denn um diese Zeit waren bereits viele Germanen in römische Kriegsdienste getreten; einige derselben wurden durch längern Aufenthalt in Rom selbst mit *römischen Sitten und Gebräuchen* bekannter (z. B. Marbod, Herman); manche lernten wohl auch *Kunstfertigkeiten* daselbst, und brachten sie in ihr Vaterland mit zurück. Die germanischen Völker am linken Donauufer kamen in *nähere Bekanntschaft* mit den siegenden Römern am rechten Ufer; einige z. B. die Hermunduren lebten mit den Römern in *Handels-, und auch sonst in freundschaftlicher Verbindung**); sie und andere wurden nachmals mit denselben in heftige *Kriege* verwickelt.

Ich will mich keineswegs auf die Untersuchung einlassen, ob die ehemaligen Bewohner dieser Gegend ihre nöthigen Geräthschaften — wenigstens alle — selbst verfertigt, oder ob sie dieselben von benachbarten Völkern erhalten haben. Beides ist möglich, und war wohl auch wirklich der Fall**). — Es liegt demnach in der zierlichen und geschmackvollern Bearbeitung dieser Geräthschaften (vergleiche S. 19) gar kein Grund, ihnen ein so hohes Alter abzusprechen.

Diese angeführten Gründe sind — meines Bedünkens — hinreichend, um es mehr als wahrscheinlich zu machen, dass diese Grabstätten und die in

*) Tacit. de M. G. cp. 41.

**) Vieles mögen sie selbst verfertigt haben; denn überhaupt waren die sogenannten Barbaren nicht so ganz unwissend, besonders in mechanischen Fertigkeiten. Vieles aber erhielten sie auch von andern Völkern durch Beute, Geschenk und Handel (S. oben die Anmerkung zu S. 50). Besonders waren Augsburg und Regensburg damals schon berühmte Handelsplätze.

ihnen aufgefundenen Merkwürdigkeiten, wenn auch nicht über unsere christliche Zeitrechnung hinaus reichen, doch zum Wenigsten in eine nicht viel spätere Zeit, als in die genannte Epoche, gehören.

Immerhin mag es seyn, dass die für diese Meinung angeführten Belege — einzeln genommen — noch manchen Zweifel übrig lassen; aber gegen alle im Zusammenhange wird sich kaum etwas Erhebliches einwenden lassen.

ZWEITER ABSCHNITT.

VON WELCHEM VOLKE RÜHREN DIESE GRÄBER UND GERÄTHSCHAFTEN HER?

Viel leichter ist diese Untersuchung, als die vorige, weil sich vom ersten bis in das siebente Jahrhundert, (zwischen welche Zeit das Alter dieser Grabhügel doch gewiss auf jeden Fall gesetzt werden muss) immer Ein und dasselbe Volk als Bewohner jener Gegend zeigt.

A. WELCHEN NAMEN FÜHRTE DIESS VOLK?

Alle ältere und neuere Schriftsteller stimmen darin überein, dass hier der ehemalige Wohnsitz der *Narisker* war; von diesen müssen also auch jene Grabhügel herrühren.

Tacitus, welcher sein Buch de mor. Germ. um das Jahr 98 nach Christi Geburt geschrieben hat, ist der erste, welcher ihrer erwähnt *). Der Name

*) Nunc Danubium sequar. — Juxta Hermunduros Narisci, ac deinde Marcomanni et Quadi agunt. Praecipua Marcomannorum gloria, viresque. — Nec Narisci, Quadive degenerant. De M. G. 41. 42.

dieses Volkes mag schon lange zuvor in Germanien selbst bekannt gewesen seyn; dass aber erst dieser Schriftsteller davon meldet, darf uns keineswegs wundern, weil die Römer erst gegen den Anfang der christlichen Zeitrechnung durch ihre wiederholten Kriege Germanien, und einige seiner einzelnen Theile und Völker näher und namentlich kennen gelernt hatten.

Im zweiten Jahrhundert führt uns Ptolomaeus (nach Chr. 125 — 161) den Namen dieses Volkes unter einer etwas veränderten Gestalt an, er nennt sie *Varister*; zugleich bestimmt er ihre Wohnsitze deutlicher *).

In dem wichtigen markomannischen Kriege, welchen mehrere germanische Völker gegen die Römer geführt haben (nach Chr. beiläuf. 165 — 180), werden als vorzügliche Theilnehmer genannt die *Narisker*, oder *Narister* bei Jul. Capitolin. und bei Dio Cass. **)

Die berühmte geographische Charte, welche unter dem Namen der Charta Peutingeriana bekannt ist, setzt an den Wohnplatz der Narisker die Armalausen (*Armalausi*) ***). Es mögte also scheinen, dass schon im dritten Jahrhundert

*) Ὑπὲρ τὰ Σούδιτα ὄρη Τευροχαῖμαι, ὑπὸ δὲ τὰ ὄρη Οὐ'αρίσοι· εἴτα ἡ Γαβρίτα ὕλη, ὑπὸ δὲ τὴν Γαβρίταν ὕλην Μαρκομαννοί.

Nach der Auslegung der besten Schriftsteller über diese Worte ist die obere Pfalz, also auch die Gegend um Amberg, ungezweifelt in dem bezeichneten Bezirke begriffen.

**) Gentes omnes ab Illyrici limite usque in Galliam conspirarunt, ut Marcomanni, Narisci, Hermunduri et Quadi, Suevi, Sarmatae, Latringes, Buri; hi alique cum Victoalis, Sosibes, Sicobotes Rhoxelani, Bastarnae, Alani, Peucini, Costoboci. Jul. Capit. in vit. Marc. Ant. cp. 22.

Καὶ οἱ Ναρῖσαι ταλαπαρήσαντες τρισχίλιοι ἄμα ἡ'ντομόλησαν, καὶ γῆν' ἐν τῇ ἡμετέρᾳ ἔλαβον.

Dio Cass. (ex ed. Joan. Leunclavii 1606 Hanov.) lib. 71 pg. 810.

***) Dieses schätzbare Überbleibsel wird von den meisten Gelehrten in die Zeit des Ks. Probus, (also zw. 277 — 282) gesetzt, von Hrn. Prof. Mannert aber in die Zeit des Ks. Severus (also zw. 202 — 211)

der Name Narisker als besonderer Volksname aufgehört habe. Allein es wird sich in der Folge zeigen, dass unter dem Namen Armalausen die Römer mehr einen allgemein charakterisierenden, als einen eigenthümlichen Volksnamen gebrauchten, und also die Narisker auch unter dieser Benennung gar wohl begriffen seyn können.

Zwar ist es sehr wahrscheinlich, dass die Narisker in den nächstfolgenden Jahrhunderten — unter dem beständigen Hin- und Herwogen der Völker — geschwächt, andern Völkern unterworfen waren, und somit ihr eigenthümlicher Name unter jenem der Hermunduren, und nachmals der Thüringer verborgen ist. Aber selbst damals scheinen sie noch immer als ein *besonderes Volk* ihren eigenthümlichen Namen noch nicht verloren zu haben. Noch im *sechsten Jahrhundert* erwähnt ein Schriftsteller *) eines Volkes an der Naab (also in der obern Pfalz), das nebst den Thüringern vom fränkischen König Sigebert überwunden wurde. Die letzten Worte der unten angeführten Stelle geben zum Wenigsten zu verstehen, dass diese Anwohner an der Naab ein Volk waren, das nicht eigentlich zu den Thüringern gehörte.

Noch deutlicher wird uns die Fortdauer dieses Volkes — selbst nach seiner alten *Benennung* — angedeutet noch zu Anfang des *siebenten Jahrhunderts*. Der Biograph des h. Eustasius erzählt**), dass dieser um das Jahr 614 den *Wariskern* das Evangelium verkündigt, und sie theils dem Götzen-dienste, theils den durch Fotinus und Bonosus ausgestreuten Irrlehren zu

*) — — — Hic (Sigebertus) nomen avorum

Extendit bellante manu, cui de patre virtus,
Quam Nabis ecce probat, Thuringia victa fatetur,
Perficiens unum gemina de gente triumphum.

Vincent. Fortunat. l. 6. carm. 2.

**) Progressus igitur (Eustasius) Wariscis praedicat, quorum alii idololatriae cultibus dediti, alii Fotini vel Bonosi errore maculati erant. His ad fidem conversis ad Boios, qui nunc Bicarü (al. Bavocarü) vocantur, tendit. — — — Jonas Monach. Bobiens. in vit. S. Eustasii.

entreissen getrachtet habe. Die Nachbarschaft der *Warisker* mit den Bojoaren oder Bojern, und der Umstand, dass die Irrthümer des Bonosus auch in Bojoarien um sich gegriffen hatten *), lässt wohl kaum einen Zweifel übrig, dass diese *Warisker* das nämliche Volk sind, welches Ptoleämus unter den Namen *Varister* oder *Warister* anführt **). Dass aber die verschieden scheinenden Benennungen *Narisker*, *Narister* und *Warisker*, *Warister* wirklich Ein und eben dasselbe Volk bezeichnen, werde ich weiter unten, und — wie ich hoffe — genügend nachweisen können, wenn ich zuerst die Frage gelöst habe:

B. ZU WELCHEM VOLKSSTAMME SIND DIE DAMALIGEN BEWOHNER DIESER GEGEND ZU RECHNEN?

Die Zeugnisse der alten Schriftsteller kurz vor und nach Christi Geburt kommen darin überein, dass ein grosser Völkerbund — die *Sueven* genannt, den grössten Theil Germaniens, gegen Norden und Osten, — namentlich den herzynischen Wald bewohnt hatte ***).

Wenn auch die einzelnen Völker, die zu diesem Bunde gehörten, eigne Namen führten, und ausser den Bundesverhältnissen wohl auch besondere Verfassung haben mochten; ferner wenn auch der ursprüngliche Völkerverein nachmals getrennt und aufgelöst wurde (wie unter Marbod, und dann von den

*) Nam illo tempore gens Baicariorum, quam Orosius — — — Boios prisco vocabulo appellat — — Bonosiaco infecta errore etc. Script. anonym. vitae S. Salabergae ex edit. Mabillon.

**) Von dieser Meinung kann mich Mabillons Behauptung nicht abbringen, wenn er (in den annal. ord. S. Benedicti Tom. I. pg. 305,) sagt: Warisci populi erant Sequanorum ad utramque Dubis (le Doux) fluvii ripam incolentes. Denn bald darauf fährt er fort: Bajoarii Germaniae populi, qui in Norico consedere (also im heutigen Baiern, oder dessen Nachbarschaft); dadurch werden die Warisker viel natürlicher und wahrscheinlicher für Nachbarn dieser Bajoaren betrachtet werden dürfen, als für Anwohner am Doux. Ferner werden die Urheber derjenigen Irrthümer, worin diese Völker steckten, Fotinus und Bonosus — Bischöfe in Dazien genannt; ihr Irrthum verbreitete sich also viel wahrscheinlicher hieher, als dorthin.

***) Caesar B. G. lib. I. IV, VI; Strabo lib. IV, VII; Tacit. M. G. cp. 38 — 45.

Römern u. s. w.) so ist doch der — ihnen insgesamt zukommende Name „Sueven“ ein offenkundiges Zeichen *), dass sie gemeinschaftlicher Herkunft waren, ähnliche Sitten und Gebräuche hatten, und vielleicht auch durch eine gleiche, wenigstens nicht sehr verschiedene Sprache näher mit einander verwandt waren.

Dass auch die *Narisker* zum Bunde der *Sueven* gehörten, und gemeinschaftlicher Herkunft mit denselben waren, scheint mir unläugbar hervor zu gehen.

a) aus der *geographischen Lage*. Sie waren mit suevischen Völkern umgeben; wir finden sie in den folgenden Kriegen in Verbindung mit solchen Völkern; Tacitus erwähnt ihrer auf eine Art, woraus man schliessen kann, dass sie gewiss mit weit mehr Recht zu diesem Völkerbunde zu rechnen sind, als für sich selbst ein Volk ausmachen, oder unter einem andern begriffen seyn sollten **).

b) aus ihren *Sitten und Gebräuchen*. Die *Sueven* hatten den Ruf besonders ausgezeichneter Tapferkeit; selbst die andern Germanen räumen ihnen

*) Nunc de Suevis dicendum est, quorum non una, ut Cattorum, Tencterorumve, gens: majorem enim Germaniae partem obtinent, propriis adhuc nationibus nominibusque discreti, quanquam in commune Suevi vocentur, Tacit. M. G. 38.

**) Nachdem dieser Schriftsteller (de M. G.) vom 28. Kp. an verschiedne andere germanische einzelne Völker aufgezählt hatte, fängt er mit dem 38. Kp. an, diejenigen Völker aufzuführen, welche zum suevischen Bunde gerechnet wurden: »Nunc de Suevis dicendum etc. Diese Aufzählung wird erst mit den Schlussworten des 45. Kp. geendet: »Hic Sueviae finis. Ich sehe keinen Grund, warum er die Anwohner der Donau: Hermunduren, *Narisker*, Markomannen und Quaden, wenn sie keine suevischen Bundesverwandten dazumal, oder wenigstens zuvor gewesen wären, mitten unter suevische Völker sollte hinein gemischt haben. Vielmehr giebt er uns einen Wink, dass sie wirklich dazu zu rechnen sind, wenn er das 41. Kp. mit den Worten beginnt: Et haec quidem pars Suevorum (wovon er vom 38. Kp. bis daher sprach) in secretiora Germaniae porrigitur. Was unmittelbar darauf folgt: Propior — — Hermundurorum civitas etc. zeigt also nur eine andere Gegend, aber zugleich auch die Fortsetzung von suevischen Völkern. — Ferner reihet er gewisser Massen die *Narisker* nebst den Markomannen

diesen Vorzug ausschliessend ein *). Ähnliches rühmt Tacitus von den Markomannen, und setzt bedeutungsvoll hinzu, dass auch die *Narisker* und Quaden nicht aus der Art schlagen, wodurch er nicht undeutlich zu verstehen giebt, dass auch sie sich des allgemeinen Rufes höchster Tapferkeit, den der suevische Völkerbund behauptet, nicht unwürdig bezeugen **).

Ein besonderer Gebrauch bei den Sueven war die Art, wie sie ihre Haare trugen und schmückten. Tacitus nimmt keinen Anstand, diese Sitte als ein unterscheidendes Nazionalkennzeichen anzugeben, und die Sueven schon *dadurch* von den übrigen germanischen Völkern abzusondern ***). Da nun die oft erwähnten Grabstätten bei Amberg so deutliche Beweise von dieser Art, das Haar aufzubinden und zu zieren geliefert haben (S. oben SS. 35 — 37), so ist dieser Umstand — in Zusammenhang mit der geographischen Lage allerdings erheblich genug, ihn als entscheidend anzuerkennen, dass die ehemaligen Bewohner dieser Gegend — die *Narisker* — Stammgenossen der Sueven waren, und, wenn auch nachmals von diesem Völkerbunde getrennt, doch noch diese Sitte beibehalten haben.

Da nun nach diesen begründeten Voraussetzungen die Sueven und die unter dem suevischen Bunde begriffenen *Narisker* zum nämlichen Volksstamme

und Quaden an die Hermunduren, welche letztere nach Strabo's Zeugniß (edit. Paris. 1620 a Casaubono, Lib. VII. pg. 290 Sq.) bestimmt und namentlich zu den Sueven gehört hatten. Wenn das Zusammenstellen der eben genannten 4 Völker je die Absicht einer besondern Klassifikation hatte, so mögte der Grund in dem Umstande zu suchen seyn, dass zu Tacitus Zeit der Bund der Sueven schon aufgelöst war, und mehrere suevische Völker dem Marbod u. A. sich hatten unterwerfen müssen; aber dass diese Völker desswegen nicht ehemals zu den Sueven gerechnet wurden, und hinsichtlich ihrer Abkunft und Sitten nicht noch gerechnet werden konnten, folgt keineswegs daraus.

*) Suevorum gens est longe maxima et bellicosissima Germanorum omnium. Caesar B. G. Lib. IV. cp. 1. Die Abgeordneten der Germanen sagen zu Cäsar: Sese (Germanos) uni Suevis concedere, quibus ne Dii quidem immortales pares esse possint: reliquum quidem in terris esse neminem, quem non superare possint. Id. l. c. cp. 7.

**) S. oben S. 56 die Note.

***) S. oben diese ganze Stelle, S. 35 in der Note.

gehörten, so ist noch ferner zu erläutern: 1) Woher kamen diese Völker nach Germanien? 2) Zu welchem der noch itzt bekannten Sprachstämme gehörte die Sprache oder Mundart dieser Völker? —

Durch Erörterung dieser beiden Fragen werden wir in den Stand gesetzt, über die Herkunft dieser Völker ein richtigeres Urtheil zu fällen, um nicht ferner, wie bisher wohl grössten Theils in historischen Schriften geschehen ist, diejenigen Völker, welche von den Römern als Bewohner Germaniens angegeben werden, so anzusehen, als wären sie *alle* ein grosses Gesamtvolk von gemeinschaftlicher Sprache, Verfassung, Religion, Lebensart u. s. w. gewesen — kurz um den alten Namen *Germanen* nicht mit der Benennung *Deutsche* (nach neuerem Begriffe) für gleichbedeutend anzunehmen.

1. WOHER KAMEN DIESE VÖLKER NACH GERMANIEN?

Die Sueven, — obgleich sie von den Römern mit unter dem (damals noch nicht lange zuvor entstandnen) Namen Germanen begriffen wurden — waren ein von den andern, eigentlich deutschen Völkern *verschiedener Volksstamm*. Sie kamen erst später, als schon längst andere Völker in Deutschland ansässig waren, in das Innere dieses Landes. Dieses Vordringen und Einwandern in andere Gegenden scheint Anfangs durch ihre Übervölkerung, und bei geringem Betriebe des Ackerbaues durch Mangel an hinlänglichen Lebensmitteln veranlasst worden zu seyn; bald aber trieb sie ihr kriegerischer Muth, die über andere Bewohner errungenen Vortheile, und selbst auch die Aufforderung anderer Völker, von denen sie zu Hülfe gerufen wurden, immer weiter vorwärts, und es lag sogar in ihrer Verfassung, dass in ordnungsmässigem Wechsel alle Jahre einige Tausende in den Krieg ziehen, und auf gut Glück kämpfen und Eroberungen machen sollten *). So machten sie sich nach und

*) Caes. B. G. IV. 1, — Strabo Lib. VII. (edit. Casaub. de ao. 1620 pg. 291), welcher sie sogar zu Nomaden vergleicht.

zu Besitzern des grössten Theiles von Germanien, und drangen endlich bis zum Rhein und über denselben vor. Dieses letztere geschah (etwa 14 Jahre) früher, als im Jahre 58 vor Christi Geburt, wo Cäsar sie bekriegte, und zurückschlug.

Es ist leicht zu erachten, dass dieses Vordringen durch Germanien bis über den Rhein nicht auf einmal, sondern erst nach Verlauf vieler Jahre geschehen seyn müsse, — und dass die Sueven sich ihren Weg durch beständigen blutigen Kampf mit den Völkern, in deren Land sie kamen, hatten bahnen müssen, bis jene entweder anders wohin verdrängt, oder mit Waffengewalt unterworfen wurden, oder sich vertragsmässig mit ihnen vereinigten *). Ihr erstes Vordringen dürfte daher wohl gegen 100 Jahre vor Christi Geburt, und vielleicht noch etwas höher hinauf gesetzt werden **). Selbst als sie von Cäsar wieder an ihre Grenzen zurück gedrängt wurden, zeigen sich die Spuren der Feindseligkeit, welche sie und andere germanische Völker gegen einander hatten, und seit langer Zeit her gehabt haben mogten ***).

*) Belege finden sich in Caes. B. G. Lib. IV, cp. 1. 3. 4. 7. 16. und sonst. Besonders gehört hieher das Geständniss der andern Germanen: *Sese unis Suevis concedere etc.* —

**) In dieser Hinsicht ist es ziemlich wahrscheinlich, wenn auch nicht streng erweislich, dass die ersten Züge der Sueven aus ihren ehemaligen Wohnsitzen in dieselben Zeiten fallen, wo auch die Kimbern und Teutonen in Gallien und Italien verheerende Einfälle gemacht hatten (im J. vor Chr. Geb. 113 bis 101); es könnten also diese beiderseitigen Heereszüge entweder einer durch den andern veranlasst worden, oder sonst in irgend einem Zusammenhange gewesen seyn. Beinahe mögte man eine Anspielung auf Etwas dergleichen entnehmen aus Cäsars Worten (B. G. libr. I. 40): *Factum ejus hostis (Germanorum) periculum patrum nostrorum memoria — — — Cimbris et Teutonis a C. Mario pulsus.* — — Dass einer der suevischen Heeresführer, welcher später seinen Heereshaufen an den Rhein brachte, einen Namen führt, der mit dem ehemaligen Volksnamen Kimbrer so auffallende Ähnlichkeit hat, scheint auch einiger Aufmerksamkeit werth. Caes. l. c. I. 37. *Treviri (querebantur), pagos centum Suevorum ad ripam Rheni consedisse, qui Rhenum transire conarentur; iis praesse Nasuam et Cimerium fratres.*

***) Exploratores — — (Caesari) referunt, Suevos omnes — — penitus ad extremos fines sese recepisse. *Silvam esse ibi infinitae magnitudinis, quae appellatur Bacenis, ac longe introrsus pertinere, et pro nativo muro objectam Cheruscos a Suevis, Suevosque a Cheruscis injuriis incursionibusque prohibere.* Caes. B. G. VI. 10. — Dieser Wald ist wahrscheinlich der sogenannte Buchonische Wald zwischen Thüringen, Hessen und der Wetterau und geht vorzüglich durch das Fuldaische.

Zwar vereinigte die gemeinschaftliche Gefahr, die von Seite der an-
dringenden Römer drohte, wieder mehrere germanische Völker, in Bündnisse
mit einander zu treten, und darüber ihre eigne Feindseligkeit zu beseitigen,
So sehen wir (etwa 11 Jahre vor Chr. Geb.) die Sueven im Bunde mit den
ehemalig angefeindeten Cheruskern, mit den Usipetern, Chauken und Brukterern.
Aber schon dazumal scheint der Römer List (in der Entzweiung gefährlicher
Feinde den eignen Vortheil und Sieg zu suchen*) einige germanische Völker
auf ihre Seite gelockt, und der gemeinsamen Sache des Vaterlandes entzogen
zu haben: die Chatten nahmen einige Zeit keinen Antheil am Kampfe gegen
die Römer.

Noch sichtbarer wurden diese Wirkungen der römischen List und Waffen-
gewalt, als die beiden germanischen Völkerbünde, der *cheruskische* unter
Hermann und der *markomannische* unter Marbod sich gebildet hatten, und
bald darauf des letztern Herrschsucht Anlass gab, einander selbst zu bekriegen.
— Marbod hatte an der Spitze seiner Markomannen (etwa ums J. 10 vor
Chr. Geb.) in kurzer Zeit weitumfassende Eroberungen im südöstlichen Ger-
manien gemacht, eine Menge — meistens *suevischer* Völker**) — sich unter-
worfen, und ein so mächtiges Reich gegründet, dass dasselbe nicht nur den
übrigen Germanen, sondern auch selbst den Römern furchtbar wurde. Nach-

*) Darauf deutet Tiberius, wenn er von sich selbst sagt: *Se novies a Divo Augusto in Germaniam
missum plura consilio, quam vi perfecisse*, — und von der Folgezeit: *Posse et Cheruscos,
ceterasque rebellium gentes, quando Romanae ultioni consultum est, internis discordiis
relinqui*. Tacit. annal. II. 26. — Drusus inliciens Germanos ad discordias. ibid. II. 62.

**) Ausser den Markomannen gehörten zu Marbods Reich die Semnonen, und Langobarden
welche jedoch später von ihm abfielen (Tac. annal. II. 45.), und wie es scheint auch die Hermun-
duren. Über die Namen anderer dazu gehörigen Völker (Strabo L. VII. edit. cit. pg. 290 et 291)
herrscht zwar noch Dunkelheit, aber das grosse Volk der Lygier mögte allerdings in der
Leseart *Λουγίους* gemeint seyn, daher auch einige Kritiker *Λουγίους* lesen. Alle diese genannten
Völker gehörten aber zum suevischen Stamme, wie aus Tacitus (M. G. 38 — 41 et 43) erhellet,
desswegen nennt auch eben dieser Schriftsteller — Marbods Völker im Allgemeinen Sueven. Sed
Suevi praetendebantur auxilium adversum Cheruscos orantes. Annal. II. 44. Von Marbod selbst
heisst es (annal. II. 45); *Hercyniae latebris defensum*.

dem Hermann an der Spitze des cheruskischen Bundes den Römern unter Varus jene berühmte Niederlage beigebracht hatte (im J. 9. nach Chr. Geb.) griff er sofort zur Aufrechthaltung germanischer Freiheit Marbods Heer an, schlug es, und zwang den übermüthigen Herrscher, der sich nunmehr allenthalben verlassen sah, bei den Römern Zuflucht zu suchen. Er fand nur persönliche Sicherheit, und in scheinbar ehrenvoller Gefangenschaft musste er die Abtrünnigkeit von der Sache der Germanen und das zweideutige Betragen gegen die Römer büßen.

Diese Ereignisse sind es eigentlich, welche die Auflösung des bisherigen suevischen (oder zuletzt markomannischen) Völkerbundes nach sich zogen. Der sonst vereinte mächtige Völkerstamm vereinzelte sich nunmehr in mehrere Völker, und zum Theil unter mehrere Könige, welche — wenigstens vom Anfange, und so lange die römischen Waffen die Oberhand behielten, unter römischem Einflusse standen. Mehrere Jahrhunderte hindurch stellt die Geschichte dieser Völker ein beständiges Hin- und Herwogen, glückliche und unglückliche Kämpfe gegen die Römer dar; neuerdings geschlossene und wieder aufgelöste Bündnisse wechseln mit einander; neue Namen der Völker, die man bisher nicht hörte, kommen zum Vorschein, alte verschwinden entweder ganz oder nehmen eine andere, bald eingeschränktere, bald weitere Bedeutung an. Die immer zunehmende Schwäche des römischen Reiches giebt den germanischen Völkern Gelegenheit, in dasselbe von allen Seiten einzufallen, und ihre bisherigen Wohnplätze aus Eroberungssucht freiwillig zu verlassen, oder durch den Andrang anderer nachrückenden daraus zu weichen (besonders zu Ende des vierten und Anfang des fünften Jahrhunderts). Von den alten Bewohnern bleibt gleichwohl ein beträchtlicher Theil zurück, und behält noch einige Zeit seine eigenthümlichen Sitten, Sprache, bisweilen sogar Verfassung, bis endlich auch diese verschwinden, und vom Daseyn der ehemaligen Bewohner keine andere Spur bleibt, als etwa einige Sprachreste in Benennung der Ortschaften, Flüsse, Gegenden und dergleichen.

So brachen auch diejenigen Völker, welche noch immer den Namen *Sueven* führten, um das J. Chr. 407 auf, und in Vereinigung mit andern zogen sie Anfangs nach Gallien, dann aber über die Pyrenäen nach Spanien, wo sie sich fest setzten, und ein eigenes, — das *suevische Reich* gründeten, welches um das J. Chr. 585 wieder aufhörte.

Diese allgemeinen Bewegungen hatten, wie leicht zu erachten ist, auch auf die *Narisker* bedeutenden Einfluss, und brachten wichtige Veränderungen hervor. In ihren bisherigen Wohnsitzen, und an der nördlichen und westlichen Seite derselben, wo die *Hermunduren* waren, bildete sich ein neues Reich, — das *thüringsche* *). Selbst während der Dauer dieses Reiches scheinen die *Narisker* oder *Warisker* noch als ein besonderes Volk angesehen worden zu seyn; — einmal, weil dieser ihr eigenthümlicher Name wohl noch später vorkommt, und dann, weil es vom fränkisch-austrasischen Könige Siegebert heisst, dass er an der *Nabe* und über *Thüringen* gesiegt habe, und in diesem Bezuge dazu gesetzt wird, es sey sein Sieg über zwei Völker zugleich geschehen. (S. oben S. 52. 53.). Schon länger zuvor, vorzüglich aber von dieser Zeit an, d. i. vom J. 567, wurden die *Thüringer* von den benachbarten Franken beständig bekriegt, und endlich ganz unterworfen. Die Geschichte der *Narisker* verliert sich daher in jener der Franken und dann der *Baiern*.

Diese gedrängte Darstellung der Schicksale der *Sueven* schien nothwendig, um darauf folgende Resultate zu gründen:

*) Über den Volksnamen *Thüringer* ist man unter den Geschichtsforschern noch nicht einig, indem ihn Einige auf die abgekürzte Benennung der ehemaligen *Hermunduren* beziehen wollen, dass also das Wort *Thüringer* eben so viel, als *Düringer* d. i. Abkömmlinge der (*Hermun-*) *Duren* bedeute; Andere hingegen behaupten, dass ein gothisches Volk, *Theruingi* oder *Thorringi* genannt, dieses Reich gegründet, und demselben den Namen gegeben habe. Welche von diesen beiden Meinungen den Vorzug verdiene, kann uns für unsern Zweck gleichgiltig seyn. Genug, dass die frühern Bewohner *Thüringens*, die *Hermunduren* und *Narisker*, zum *suevischen Volksstamme* gehörten!.

Wir dürfen uns nicht irre machen lassen, dass die Sueven — besonders von römischen Schriftstellern — auch Germanen genannt werden. Das Wort *Germanen* (es möge bedeuten, was es wolle) war ursprünglich nicht ein Volksname, sondern nur eine charakterisierende Benennung, die einigen Völkern bei ihrem Übergange über den Rhein beigelegt, und dann auf mehrere ausgedehnt wurde, so dass der Römer zuletzt alle Völker, welche über den Rhein drangen, *Germanen* —, und das Land jenseits der Donau und des Rheines, woher sie kamen, Germanien nannte *). Unter diesem so allgemeinen und unbestimmten Ausdrucke konnten dann freilich eine Menge ganz verschiedenartiger Völker begriffen werden. Nur in diesem Sinne also dürfen die Sueven — auch Germanen genannt werden **); sonst aber sind sie als ein *später einwanderndes* und von den frühern Bewohnern — der durch sie besetzten Gegenden — *unterschiedenes Volk* anzusehen (S. oben S. 62 ff.).

Der Umfang und die Grenzen der *Länder*, welche von den Sueven und von den mit ihnen verbündeten oder verwandten Völkern besetzt waren, erstreckten sich von der *Ostsee* ***) bis zur *Donau* herunter. Die *westliche*

*) Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum: quoniam, qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint, tunc Germani vocati sunt. Ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox a se ipsis Germani vocarentur. Tac. M. G. 2. — Vergl. Caes. B. G. II. 4, VI. 32.

**) Darum heissen die Sueven bei Cäsar (d. B. G.) meistens Germanen, — und Ariovist — König der Germanen. Aber eben derselbe Schriftsteller giebt einen deutlichen Wink, die Sueven von den Germanen zu unterscheiden; l. c. IV. 7 heisst es: Sese (Germanos) unis Suevis concedere. Eben so kann Ariovist als König der Sueven angesehen werden, denn von seinen beiden Gemahlinen wird die eine bezeichnet mit den Worten: Una Sueva natione, quam domo secum adduxerat (Caes. l. c. I. 53). Selbst der Name Ariovist kann mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf die Arier, einen Zweig der Lygier, welche letztere zu den Sueven gehörten (Tacit. M. G. 43), bezogen werden.

***) Die Ostsee hiess Mare Suevicum, weil vermuthlich die Sueven, noch als einzelnes Volk so genannt, daselbst ihren ersten Wohnsitz hatten, bis sie sich etwa von selbst, oder durch andere Völker gezwungen weiter herunter gegen Süden zogen, und mit andern Völkern, welche (wie es scheint) vom schwarzen Meere her an der Donau, den Karpaten und der Weichsel sich nordwärts ausgebreitet hatten, vereinigten. Die Sueven als die tapfersten mögen dann diesem Völkervereine den Namen des suevischen Bundes gegeben haben.

Grenze dehnte sich zwar eine Zeit lang bis an —, und über den Rhein aus; aber von den Römern wieder zurück gedrängt behaupteten sich die Sueven in einer Linie, welche von der *Elbe* herab bis an die *Donau* (etwa bei der Mündung des Leches) reicht *). — Die östliche Grenze erstreckt sich im Allgemeinen von der *Donau*, wo diese auf einmal gegen Süden abbiegt (bei Waitzen in Ungarn), hinauf an die *Karpaten* und dann an die *Weichsel*; sie ist aber so unbestimmt und die Völker zu beiden Seiten haben so Vieles mit einander gemein, dass ältere Geographen und Historiker ihre Verlegenheit über die Festsetzung dieser Grenzlinie deutlich zu erkennen geben. — Plinius (hist. nat. IV. 13. 25. 28.) rechnet die Peuciner und Bastarnen zu den *Germanen* und sagt, dass sie neben den *Geten* (oder nach römischer Benennung neben den *Daciern*) wohnen. — Strabo (l. VII, edit. cit. pg. 294 sq.) giebt an, dass die Sueven gegen Südost an die *Geten* stossen, dass die Bastarnen Nachbarn der *Germanen*, und beinahe selbst germanischen Geschlechtes sind, und sich in mehrere kleinere Völker, als *Atomer*, *Sidoner*, *Peuciner* theilen. — Tacitus (M. G. 46) ist unschlüssig, ob er die *Peuciner* oder *Bastarnen*, die *Veneder* und die *Fennen* den *Germanen* (d. i. Sueven) oder den *Sarmaten* beizählen soll; giebt aber dann einen Grund an, warum er sie lieber zu den erstern rechnen mögte. Eben so giebt er (l. c. cp. 1) die Grenze gegen Osten sehr unbestimmt an, und scheidet die (suevischen) *Germanen* von den *Sarmaten* gegen Nordost, und von den *Daciern* gegen Südost durch Berge, Flüsse, und — gegenseitige Furcht.

Diese Nähe hinsichtlich der Wohnsitze, Ähnlichkeit in Lebensart, Sitten und Gebräuchen der Völker diessseits und jenseits der bezeichneten Linie ist als Ursache zu betrachten, warum wir in den nächstfolgenden Jahrhunderten

*) Als Grenze zwischen den Sueven und Cheruskern diente der buchonische Wald, (s. oben S. 63 Note ***); die Hermunduren wohnten bis an die (wahrscheinlich fränkische) Saale, wo sie mit den Chatten wegen der Salzquellen blutigen Krieg führten, und über dieselben siegten (Tacit. annal. XIII. 57); der Wohnsitz derselben Hermunduren an der Donau war nicht ferne von Augsburg (Tacit. M. G. 41.)

diese Völker mehrmal als *gemeinschaftliche* Feinde gegen die Römer auftreten sehen *).

Aus allem bisher Gesagten geht nun hervor, dass die Sueven *von der östlichen Seite her* in Germanien eingedrungen sind, dass also ihre alten Wohnsitze auch dort müssen aufgesucht werden, a) weil ihr Vordringen gegen den Rhein, also westwärts geschah, b) weil sie wieder gegen die Elbe, also ostwärts zurück gedrängt wurden, c) weil sie mit den nord- und südöstlichen Grenzvölkern in so manichfaltiger Hinsicht in Verbindung standen.

Dadurch bestätigt sich die schon von mehreren Schriftstellern **) als höchst wahrscheinlich geäußerte, aber bisher nicht hinlänglich beachtete Meinung, dass ein grosser, — vielleicht der grösste Theil der Bewohner des östlichen Deutschlands gleichen Ursprung habe mit jenen Völkern, welche nachmals, als diese Länder und ihre Bewohner in der Geschichte mehr bekannt wurden, — unter dem gemeinschaftlichen Namen *Slaven* vorkommen, und unter den besondern Benennungen *Wenden*, *Winden*; *Serben*, *Sorben*, *Soraben*, *Servier*; *Polaben*, *Wilzen*, *Obodriten* u. a. ***) zu jenem grossen Volke gehörten, das — ungeachtet seiner allmählichen Verminderung auf deutschem Boden — doch noch heut zu Tage in ungeheurer Ausdehnung einen sehr beträchtlichen Theil des östlichen Europa einnimmt.

*) Coortae in nos Sarmatarum ac Suevorum gentes, nobilitatus cladibus mutuis Dacus. (Tac. hist. I. 2). — Die verbündeten Völker im markomannischen Kriege (s. ob. S. 57. Note *). — Sarmatae et Quadi vicinitate et similitudine morum, armaturaeque concordēs. — — — Aderant illico Sarmatis periculorum Quadi participes. — — Sarmatae Transjugitanis Quadis locorum confiniis et feritate junctissimi. (Am. Marcel. XVII. 12).

**) Vorzüglich Schlözer in der allg. Welthistorie Thl. XXXI. Vorr. S. 5, und dann Gesch. SS. 231. 234 ff. — Hentze in s. Versuch üb. d. ält. Gesch. des fränk. Kreises, insbesondere des Frstths. Bayreuth. 1738. — Anton's Gesch. der deutsch. Nation 1 Thl. 1793, besonders Beilage I. S. 377.

***) Einige dieser sonderheitlichen Namen sind aber auch den ältern Schriftstellern nicht unbekannt; so z. B. finden wir schon sehr frühzeitige Erwähnung von den *Henetern*, *Venetern*, *Weneden*, *Windilern* bei Plinius, Tacitus und Ptolomaeus; vielleicht sind auch Herodots *Wudin* schon hierher zu rechnen. Plinius (hist. nat. VI. 7.) nennt auch *Serben* an der *Palus Maeotis* (Azowschen Meere), und bei Ptolomaeus kommt vor *Serbinum*, eine Stadt in Pannonien.

Diese Vermuthung würde volle Gewissheit erhalten, wenn sich im Wesentlichen eine Gleichheit oder wenigstens grosse Ähnlichkeit zwischen den heutigen Mundarten des slavischen Sprachstammes, und zwischen der den *Sueven* überhaupt, und den *Nariskern* ins Besondere eigenthümlichen Sprache nachweisen liesse. Darum lohnt es sich wohl der Mühe, einen Versuch zu machen, ob sich die (oben S. 62) aufgeworfene zweite Frage nicht gehörig lösen lasse, nämlich

2. ZU WELCHEM DER NOCH ITZT BEKANNTEN SPRACHSTÄMME GEHÖRTE DIE SPRACHE ODER MUNDART DIESER VÖLKER (DER SUEVEN)?

Sich vorstellen wollen, als hätten alle Völker des alten Germaniens (von der Donau bis zur Ostsee, vom Rheine bis an die Weichsel) eine und eben dieselbe Sprache gehabt, streitet gegen alle Wahrscheinlichkeit. Vielmehr lässt sich schon zum Voraus mit Grund vermuthen, dass die Sueven, — als ein Volk, das sich von den übrigen Germanen in so vielen andern Stücken unterschied, — auch eine *besondere* Sprache gehabt haben. Diese Vermuthung ist auch nicht ohne historischen Grund; denn obgleich unter den suevischen Völkern selbst manche Verschiedenheit hierin Statt fand und durch die vielen Hin- und Herzüge viel Fremdartiges eingemischt wurde, so ist doch selbst diese Verschiedenheit, — als *Ausnahme* betrachtet *) — schon ein Beweis, dass unter den Sueven überhaupt und in der Regel eine *eigenthümliche* (wenn auch noch andern Völkern gemeinschaftliche, doch im Bezuge auf die übrigen Germanen verschiedene) Sprache müsse angenommen werden. Darauf weist Tacitus deutlich hin **).

*) Gothinos Gallica, Osos Pannonica lingua coarguit, non esse Germanos (Tacit. M. G. 43) — Dextro suevici maris litore Aestyorum gentes alluuntur, quibus ritus habitusque Suevorum, lingua Britannicae propior. (Id. l. c. 45).

**) Marsigni et Burii sermone, cultuque Suevos referunt. (Tac. M. G. 43). Peucini — — — sermone, cultu, sede ac domiciliis ut Germani agunt. (Id. l. c. 46). Dass aber die Peuciner als suevische Germanen anzusehen sind, erhellet aus dem oben (S. 68) Gesagten.

Mit ziemlicher Zuverlässigkeit dürfen wir annehmen, dass diese den Sueven eigenthümliche Sprache zu dem nämlichen Stamme gehört habe, von welchem — als noch heut zu Tage lebende Zweige, die russische, polnische, böhmische, dalmatische oder illyrische, serbisch - wendische und andere ähnliche Sprachen übrig sind, welche man unter dem gemeinschaftlichen Namen — *slavische Sprachen* — begreift. In allen Ländern, wo ehemals die Sueven ihre Wohnsitze hatten, treffen wir die slavische Sprache (d. i. irgend eine zu diesem Sprachstamme gehörige Mundart), oder wenigstens von derselben zurückgelassene Spuren an. In einigen Ländern und Provinzen ist sie die herrschende Landessprache bis auf heutigen Tag geblieben, — in einigen besteht sie noch neben andern, besonders der deutschen, — in einigen endlich hat sie zwar ganz aufgehört, aber unverkennbare Überbleibsel in den Benennungen der Flüsse, Ortschaften u. s. w. geben hinlänglich zu erkennen, dass sie auch da irgend einmal müsse geherrscht haben. Was das Letztere betrifft, darf man nur geographische, besonders Spezial - Charten durchsehen, so wird man sich vollkommen überzeugen, dass eine Menge Benennungen der Ortschaften bis an den Main und die Donau hin (also im Würzburgischen, Bambergischen, Bayreuthischen und in der obern Pfalz) entweder deutlich slavisch sind, oder bei aller Dunkelheit und Ungewissheit doch ganz das Gepräge slavischer Wörter haben, — oder durch irgend einen Beisatz, z. B. *Windisch*, *Winden*, *Wenden* u. dgl., auf ehemalige Wohnsitze slavischer oder wendischer Bewohner zurück weisen *).

Über diese Behauptung, dass nämlich einmahl Slaven daselbst wirklich ansässig gewesen sind, giebt es auch keinen Anstand oder Zweifel mehr; nur hinsichtlich der Zeit, *wann*, — und der Art, *wie* sie sich daselbst nieder-

*) Sieh hierüber Henze's Versuch üb. d. ält. Gesch. des fränk. Kreises, insbesond. des Frstth. Baireuth 1788. — Haas Gesch. des Slavenlandes an der Aisch und dem Ebrachflüsschen. 1819. — Über slavische Namen der Ortschaften in der obern Pfalz s. Anhang IV.

gelassen haben, hat man bisher gemeiniglich angenommen, es sey dieses erst im fünften Jahrhundert geschehen, da mehrere Länder durch die sogenannte Völkerwanderung von ihren vorigen Bewohnern entblösst allmählich von andern nachrückenden Völkern, insonderheit Slaven oder Wenden seyen besetzt worden.

Über den Ansitz der Slaven in Franken giebt man noch einen andern Grund an, und setzt ihre Einwanderung in noch spätere Zeit: die Slaven oder Wenden hätten erst in der Mitte des sechsten Jahrhunderts unter König Siegebart Wohnsitze im itzigen Franken erhalten, und seyen zum Theil für Urbarmachung der Wälder und für den Anbau des Landes — als Colonisten gebraucht worden. So habe sie der hl. Bonifaz in der Mitte des achten Jahrhunderts daselbst angetroffen; unter den Karolingern hätten sich mehrere Tausende derselben den siegenden Franken unterworfen, und seyen in die ostfränkischen Provinzen aufgenommen oder versetzt worden.

So wenig sich nun gegen diese historischen Zeugnisse einwenden lässt, so folgt doch keineswegs daraus, dass *vor diesem spätern Ansitze* der Slaven und Wenden nicht schon lange zuvor Bewohner der nämlichen Herkunft und Sprache daselbst und in den benachbarten Ländern gewesen seyn können, wenn sie auch nicht eben unter diesem Namen bekannt waren. Überdiess — obgleich *viele* Ortsbenennungen u. dgl. von den später einwandernden Slaven herrühren mögen, so ist es doch keineswegs erweislich, dass sie eben *alle* erst dazumal sollten entstanden seyn. Vielmehr ist es wahrscheinlich, dass gewisse Namen — besonders der Flüsse z. B. Regniz, Pegniz u. v. a. schon viel ältern Ursprungs sind, und seit Jahrhunderten können in Übung gewesen seyn *).

*) Die Slaven, welche erst später einwanderten, oder anders woher versetzt wurden, mögen allerdings die von ihnen gegründeten Colonien nach ihrer Sprache benannt haben, und die Franken mögen diese neu entstandnen Benennungen angenommen haben; aber dass längst vorhandene natürliche Gegenstände, wie Flüsse, Berge, Wälder u. a. erst von Ankömmlingen (noch überdiess grössten Theils Leibeignen) neue Namen erhalten, und von den bereits anwesenden Bewohnern und

Der vollgültigste Beweis für jene Meinung, — dass die alten *Sueven* wirklich eine, den itzigem *slavischen Mundarten ähnliche Sprache* hatten — und dass also diese Völker zu einem Volksstamme gehörten, welchen man nachhin den slavischen nannte, und noch itzt nennt, — findet sich in den von alten Schriftstellern aufbewahrten *eigenen Namen* dieser Völker, ihrer Heeresführer u. A.; viele von diesen Namen können sehr genügend aus itzigen slavischen Sprachen gedeutet werden.

Schon ehe noch eine Spur von dem suevischen Bunde anzutreffen ist, finden wir dergleichen Namen. Besonders lassen sich der für uns so wichtige Name *Bojer*, und die Namen mehrerer Heeresführer dieses Volkes weit wahrscheinlicher und natürlicher aus der slavischen, als aus einer andern Sprache erklären *).

Im Kriege zwischen Caesar und Ariovist werden genannt Tribocci und Nemetes. (Caes. B. G. I. 51.)

Die *Nemetes* erinnern an *Njemezz*, womit noch heut zu Tage die russische Sprache uns Deutsche benennt. Diese Vermuthung verliert ihre Unwahrscheinlichkeit dadurch, weil auch in andern neuern Sprachen die Gesamtheit des deutschen Volkes mit dem Namen ehemaliger einzelner Völker bezeichnet wird: *Germans, Allemands, Tedeschi*.

Herren des Landes diese Benennungen für uralte sollen eingetauscht worden seyn, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Vielmehr ist zu vermuthen, dass mehrere dergleichen erst spätere slavische oder wendische Colonien entweder schon gleich Anfangs deutsch-fränkische Namen erhielten, oder wenigstens später mit deutschen Namen belegt, und durch dass beigesezte: »Win-
disch, Wind, Wende« ihre ehemaligen Gründer und Bewohner angezeigt wurden.

*) Da diese meine Ansicht mit der bisher allgemein angenommenen Meinung über die Herkunft der Boier nicht überein kommt, so führe ich meine Vermuthungsgründe in einer eignen Anmerkung an. S. unten den Anhang V.

Tribocci ist erklärbar aus dem in der russischen und in fast allen slavischen Sprachen gewöhnlichen *Tri* — drei, und *bok* — Seite. Es mag also dieses Volk — in welcher immer einer Rücksicht — auf *drei Seiten* begrenzt gewesen seyn.

Unter den *suevischen Völkern* werden genannt:

Die *Lygii* oder *Lugii* (Strabo VII, Tacit. M. G. 43). Dieses Wort bedeutet *Bewohner niedrer, sumpfiger Gegenden, Wiesen* u. dgl. vom russ. *Lugg*, böhm. *lauka*, poln. *laka* — die Wiese; *logg* — hohler, niedrer Ort *luska* — Pfütze, Sumpf.

Der Name *Burii* (Tacit. M. G. 43, Jul. Capit. in vita Marc. Ant. 22) ist herzuleiten vom russ. *burüi* — schwarzbraun, dunkelbraun, *burja* — der Sturm, *burnüi* — ungestüm, lauter Eigenschaften, welche entweder im metaphorischen, oder wohl gar im eigentlichen, natürlichen Sinne auf dieses Volk passen; denn die ihnen verwandten

Arii werden auf eine Art beschrieben, dass man diese beiden Völker — wenigstens hinsichtlich ihres Charakters und äusserlichen Ansehens — wohl zusammenstellen darf *). *jArüi* bedeutet im Russischen auffahrend, hitzig, heftig.

Ariovist Heersführer oder König der (suevischen) Germanen. Sein Name ist zu betrachten als zusammen gesetzt 1) aus *jArüi*, welches entweder als eigener Name des Volkes der Arier, zu dem er mochte gehört haben, oder

*) *Arii* — — — *truces; insitae feritati arte ac tempore lenocinantur: nigra scuta, tincta corpora, atras ad proelia noctes legunt; ipsaque formidine atque umbra feralis exercitus terrorem inferunt, nullo hostium sustinente torvum ac velut infernum aspectum.* Tacit. M. G. 43. — Cf. Caes. B. G. I. 39.

als Eigenschaftsname dieses Heeresführers — stolz, heftig, hitzig (vielleicht auch furchtbar oder tapfer?) *) anzusehen ist; 2) aus *wist*, oder *west*, vom russischen *westi* — führen, leiten. Plutarch (im Leb. Cäs. 9) schreibt richtiger *Ariobestos*. Und so heisst also Ariovist ein Führer der Arier, oder ein furchtbarer (hitziger) Feldherr.

Nasua (Caes. B. G. I. 37) heisst einer der Anführer eines neuen Heeres Sueven, die an den Rhein drangen. Dieser Name bedeutet — entweder von russ. *Nashiwa* — Gewinn, Vorthail, oder von *nasüwat'*, *naswat'* — nennen, viel einladen hergeleitet — einen Eroberer, oder Einen, der herbei gerufen wurde.

Die *Elysii* (Tac. M. G. 43) mögen ihren Namen vom russischen *ljess*, böhm. *les*, poln. *lias* — der Wald, *liesni* — waldig haben.

Kommen wir näher zu den Nachbarn der Narisker, — den Markomannen und Quaden!

Marbod — an der Spitze der Markomannen — gründet ein neues Reich aus suevischen Völkern. Die erste Sylbe seines Namens — *mar* — ist entweder vom Fl. Marus (March, Morawa) entlehnt und hat also geographische Bedeutsamkeit, oder sie ist auf das von verwandten Völkern gebrauchte Wort *marha*, welches *Krieg* anzeigt, zu beziehen **). — Die zweite Sylbe *bod*, *wod* bedeutet *Führer*, *Anführer* (*wodit'* führen, — *woe* = *woda*, *Kriegsführer*). *Marbod* heisst also entweder *Heeresführer an der March*, oder *Kriegsführer* (*belli dux*).

*) *Ariovistum superbe et crudeliter imperare, — hominem esse barbarum, iracundum, temerarium.* Caes. B. G. I. 31.

**) *Quidam ex illis (Limigantibus) furore percitus truci, calceo suo in tribunal contorto Marha, Marha, quod est apud eos signum bellicum, exclamavit.* Am. Marcel. XIX. 11.

Auf ähnliche Art ist der Name *Marcomanni* zu erklären 1) aus *Marus* oder *marha*, 2) aus *mannus* (Tacit. M. G. 2) zusammen gesetzt, welche letztern Namen sie (wegen längern Aufenthaltes unter —, und wegen Vermischung mit (deutschen) Germanen) als den Ehrennamen eines Helden mögen angenommen haben, — so dass Markomannen bedeutet *Tapfere* (Mannen) *an der March*, oder *Kriegsmannen*, — *Helden* *).

Die *Quadi* (Tacit. M. G. 42) schliessen sich — abwärts der Donau — an die *Narisker* an. Ihr Name wird ohne allen Zwang aus dem russischen *Chwatt* erklärt, welches heisst — ein *geschwinder, entschlossener, kühner Mensch*; das ähnliche böhmische *vdatny* bedeutet *tapfer* **).

Noch ist übrig, den Namen *Narisker* zu erklären. Eine diessfalls längere und umständlichere Untersuchung liegt im Zwecke dieser Abhandlung.

I. Das Wort *Narisci* lässt sich nur dadurch genügend deuten, dass man es als zusammen gesetzt betrachtet aus 1) *na*, 2) *gora*, 3) *sky*.

1) *na* bedeutet in allen slavischen Mundarten *in, an, auf*.

*) Dass hierbei auf Verwechslung der verwandten Laute *h, ch, c* gar Nichts ankomme, bedarf kaum einer Erinnerung.

Die *Marsigni* mögen, — nach der Anfangssylbe zu schliessen, — etwas Ähnliches bedeuten.

**) Das sinnverwandte polnische *gotowy, ochotny* möge auf *Gothini* (Tac. l. c.) passen.

Zum Schlusse dieser Erklärungen kann noch beigelegt werden, dass auch in Spanien, wo die Sueven erst im fünften Jahrhundert ein neues Reich gegründet haben, einige Spuren slavischer Wörter vorkommen in den eignen Namen *Mir, Theodemir, Ariomir* u. a., durch Zusammenstellung mit den noch heut zu Tage üblichen, slavischen Namen *Casimir, Jaromir, Wladimir*, u. s. w. Der in der Geschichte des suevischen Reiches vorkommende eigne Name *Witiza* klingt slavisch und hat die grösste Ähnlichkeit mit dem russ. *Witjazz*, — ein Held.

2) *gora* heisst — mit geringen Modifikationen *) — in allen slavischen Dialekten — *Berg*.

3) *sky* ist eine in allen slavischen Sprachen gewöhnliche Anhängsylbe, besonders um Substantiven die Bedeutung eines Adjektives zu geben.

Die Hauptschwierigkeit bei dieser Zusammensetzung mögte seyn, dass im Worte *Narisci* (als zusammen gesetzt aus *na*, *gora*, *sky*) die zwei Buchstaben *o* und *g* (oder *h*) sollen weggeworfen werden. 1) Was das *o* betrifft, so wird dieses bei übrigens ganz gleichen Wörtern in einigen Dialekten geschrieben, in andern ausgelassen z. B. die *Kuh* heisst im Russischen *korowa*, böhm. und poln. *krawa*, krain. *krava*. — Die *Stadt* oder *Burg* russ. *gorod*, poln. *grad*, slav. *grad*. — Der *Höcker* russ. *gorbb*, böhm. *hrb*. — Am Häufigsten geschieht eine solche Wegwerfung in zusammen gesetzten und abgeleiteten Wörtern, weil die Vorsylben, wie in diesem Falle *na*, den Ton haben **). So wird von russ. *bugorr* — der *Hügel* das Adjektiv gebildet *bugoristui*, aber auch *bugristui*. Auf die nämliche Art entsteht also aus *Nagorisky* mit Wegwerfung des *o* — *Nagrisky*, oder *Nahrisky*. 2) Das *g* als beinahe gleichlautend mit *h* wegzuworfen, darf uns um so weniger befremden, da das Wort durch den Mund und die Feder der Römer auf uns gekommen ist, bei denen der Laut *h* minder gewöhnlich war, und im Hören nicht deutlich genug bemerkt, und

*) Russ. *gora*, poln. dalmat. *gora*, niederlausitz. *gohra*, böhm. und oberlausitz. *hora*, polab. im Lüneburgischen *tchiora*. Der Unterschied besteht in einer geringen Verwechslung des *g* und *h*, womit verschiedne Mundarten einen ähnlichen Laut bezeichnen, der als Hauch- und Gurgellaut zwischen *h*, *j*, *g*, *ch* liegt; wie denn auch in mehrern Gegenden Deutschlands *j* und *g*, *h* und *ch* verwechselt werden.

**) Die Präpositionen, wenn sie Eine Sylbe ausmachen, reißen immer den Ton an sich z. B. *syna* (*filii*, *filium*) hat den Ton auf der ersten Sylbe; *na syna* aber (auf den Sohn) hat den Ton auf der Präposition *na*. Daher schreiben die alten Böhmen dergleichen Wörter in Einem fort. Dobrowsky Gesch. der böhm. Sprache S. 19.

im Schreiben ganz ausgelassen werden konnte. So entstand aus *Nagorisky* gar leicht *Narisci*. Und so bedeutet dieses Wort „*An* (oder *auf*) *Bergen Wohnende*“, — eine Benennung, welche den Bewohnern der bezeichneten Gegend vollkommen angemessen ist, weil dieselben *an* dem Fichtel- und böhmischen Gebirge wohnen, oder gemäss der hohen Lage überhaupt „*Auf Bergen Wohnende*“ genannt werden können. Die nachmaligen Bewohner *Ambergs* oder der Umgegend scheinen also ihren Namen „*Amberger*“ bloss durch Übersetzung des Wortes *Narisky* angenommen, oder einer sonst allgemeinen Benennung ihrer Landesleute nachgebildet zu haben.

II. Ein besonderer Grund für die Herleitung dieses Volksnamens aus der *slavischen* Sprache ist, weil die verschiedne Schreibart *Ναρίσται* bei Dion, *Οὐαρίστοι* bei Ptolomaeus, oder *Warisci* (S. oben S. 56 — 59) sich ohne Zwang als gleichbedeutend — nur aus dieser Sprache erklären lässt; man hat also nicht nöthig, diese verschiedene Lesearten aus blosser Vermuthung zu ändern oder zu bessern (wie Cluver in *German. antiq.* III. 113, und Andere vor ihm versuchten). 1) Die Ausgänge *oi* oder *αι*, *i* oder *ae* verdienen wohl kaum, verschieden genannt zu werden, da sie nur die griechische und lateinische Flexion anzeigen und dergleichen Verwechselungen auch sonst vorkommen. 2) Die Verschiedenheit der letzten Sylbe *sky* oder *sti* ist in den Adjektiven der slavischen Sprachen auch sonst und schon im Singular gewöhnlich z. B. russ. *gorskii*, auf dem Berge befindlich, und *goristui*, bergig, gebirgig. Überdiess macht es die böhmische Sprache sogar zur Regel, dass die Adjektive, welche im Singular auf *sky* ausgehen, im Plural auf *sstj* enden sollen *). *Naristae* und *Waristi* sind also als Plural von *Narisky* und *Warisky* zu betrachten. 3) Mehr Schwierigkeit scheint die Verschiedenheit der ersten Sylbe *na*, und *οὐα* (*ua*, *va*, *wa*) zu machen; aber auch dieser Anstand hebt sich sehr leicht,

*) S. Thams böhm. Grammatik. 5te Aufl. Prag. 1804. S. 16.

Wenn man eine der folgenden Vorsetzsyllben

russ. *wo*, *w* — in, auf, poln. *u* — bei, böhm. *o* — an, *v* — bei,
an, *w* — unter, zwischen

statt *na* setzt, wodurch das Wort im Ganzen den nämlichen Sinn behält, aber eine Gestalt oder einen Laut annimmt, den der Grieche durch sein *o'v* oder *o'vα* ausdrückte.

III. Selbst auch der so verschiedene Name *Armalausi*, welchen die Bewohner dieser Gegend auf der sogenannten charta Peutingeriana führen (s. oben S. 56), deutet auf ein Volk *slavischer* Abkunft, nicht zwar, als wenn dieses Wort selbst aus der slavischen Sprache hergeleitet werden könnte, sondern weil es eine diesen Völkern eigenthümliche Sache bezeichnet. — 1) Mehrere Schriftsteller erklären dieses Wort als Benennung einer besondern Art Waffenrockes, welcher vorne und rückwärts herabhängend, zu beiden Seiten offen, nur über den Schultern (*armis*) zusammen hieng (*clausa*), und darum bei den Römern *armiclausa* (*vestis*) oder mit Auslassung des *c* *armilause* hiess. 2) Diese Art Rockes war den Slavischen oder Wendischen Völkern so eigenthümlich, dass er in der Folge sogar den Namen *Slavina* *) d. i. *Slavenkleid* bekam. Die *Armalausi* auf der Peutingerschen Charte sind also ein Volk von *slavischen* Sitten oder *slavischer* Herkunft. 3) Endlich erhalten die Wörter *Armilause* und *Slavina* eine noch deutlichere Erklärung durch ein drittes Wort, welches auf eine ähnliche Kleidung und auf ein Volk gleichen Ursprungs hinweist. *Dalmatica* ist eine bei den Dalmatiern (einem slavischen oder wendischen Volke) übliche Kleidung, welche mit der eben beschriebenen die vollkommenste Ähnlichkeit hat, und noch heut zu Tage gewisser Massen in derselben Gestalt

*) Dass das Wort *Slavina*, und nicht, wie es sollte, *Slavina* geschrieben ist, darf nicht befremden; Schriftsteller früherer Zeiten schrieben fast immer *Sclavi* statt *Slayi*.

zu sehen ist. In der römisch - katholischen Kirche sind die Subdiakonen und Diakonen bei feierlichen Kirchenverrichtungen mit einem Rocke bekleidet, welcher ganz so aussieht, und darum auch wirklich Dalmatica genannt wird *).

Hiemit habe ich das mir vorgesetzte Ziel erreicht. Die von mir aufgestellte Behauptung, dass die slavischen Völker schon sehr frühzeitig in unserm Vaterlande einheimisch waren, und einen grossen Theil desselben besessen hatten, immer mehr zu begründen, scheint mir allerdings ein wichtiger Gewinn für die ältere Geschichte unsers Vaterlandes. Mögten daher auch anderswo — die gewiss noch häufig vorhandenen Grabhügel untersucht, Forschungen darüber angestellt, und die Resultate mitgetheilt werden!

*) Man sehe über alles hier Nro. III. 1. 2. 3. Angeführte — Car. Dufresne, Dom. du Cange glossar. med. et infim. latinitatis, — vocc. Armilauza, Sclavina, Dalmatica.

A N H Ä N G E.

I. A N H A N G.

(ZU SEITE 6.)

Geognostische Bemerkungen über Amberg's Umgegend.

Mitgetheilt von Ttl Herrn Franz Graf, K. Rath und Professor der Naturgeschichte und Chemie
am Lyceum in Amberg.

Die ganze Umgegend von Amberg gehört der Flötzformation zu. Die herrschenden Gebirgsarten sämmtlicher, sehr sänftigen, kleinen Berge und Hügel sind gemeiner Kalkstein, bunter, — mehr oder weniger — eisen-schüssiger, theils grob-, theils feinkörniger Sandstein; seltner verhärteter Mergel, und noch seltner Schieferthon, der zumal in der Gegend von Raiger-ring, Aschach, Neuricht und mehren andern Orten hervor tritt, von welchen man indessen auf dem Mariähülfsberge selbst und dessen südöstlichem Abhange, auf dem sich die beschriebenen Grabhügel vorfinden, Nichts wahrnimmt; denn dort besteht der Boden gleich unter der Dammerde theils aus losem, und tiefer abwärts aus festem, mit Eisenocker stark gemengten Sande, welchen gewöhnlich hier, wie auch anderwärts im Flötzsandstein der Oberpfalz — mehr oder weniger stark — der sogenannte Sandeisenstein bedeckt, der bekanntlich zum Pflaster der Stadt Amberg von jeher verwendet worden ist, weil er sehr häufig, an gewissen Stellen besonders, vorkommt, und zu sonst nichts, ausser etwa zum Ausbringen seines oft starken Eisengehaltes verwendet werden könnte, wenn man nicht auch ausser dem Erzberge, der noch fort-dauernd ergiebig ist, der Fundörter mehrere rings um Amberg besässe, wo der beste Brauneisenstein einbricht, der verschmolzen ein sehr brauchbares Eisen liefert.

II. A N H A N G.

Über die Framea der Germanen.

In der heiligen Schrift kommt die Framea in so ferne vor, dass der hebräische Grundtext des A. T. durch die griechische Übersetzung der LXX und die lateinische Vulgata, — der griechische Grundtext des N. T. durch die lateinische Vulgata, und durch die hebräische Übersetzung erläutert wird. Der Grieche drückte durch *ῥομφαία* dasselbe aus, was der Lateiner durch *Framea* anzeigt.

die LXX mit μ'αχαίρα, die Vulgata mit gladius¹⁾
— — — — — culter²⁾

2) I. (vulg. III) Buch d. Könige XVIII. 28.

die LXX mit	ἑγχειρίδιον	die Vulgata mit	culter 3)
— — —	ρομφαία	— — —	framea 4)
— — —	„	— — —	gladius 5)

Das Wort ῥομφαία im N. T. wird in der Vulgata mit *gladius* übersetzt 6), ein einziges Mal wird *romphaea* gefunden 7); in der hebräischen Übersetzung wird immer כִּנְרָה gebraucht.

Aus diesen, sich gegenseitig erklärenden, Übersetzungen folgt wenigstens, dass Dinge, welche durch *verschiedene Wörter* ausgedrückt wurden, doch sehr *ähnliche Merkmale* müssen gehabt haben, — dass also die *Framea* sowohl dem Schwerte (oder Degen), als dem Messer ähnlich war 8), — dem Schwert hinsichtlich der *Spitze* und *zweifachen Schneide*, dem Messer hinsichtlich der *Kürze*, und des *bequemen Gebrauches*. Dem Verfasser der Vulgata ist es (wegen des Zeitalters, in welchem er lebte) zuzutrauen, dass er die *Framea* der Germanen kannte, und sie darum vergleichbar fand mit den Schwertern der Alten, besonders der Römer, welche sehr kurz waren, wie man auf Abbildungen sieht.

Die *griechischen Lexikographen* weisen auf ein anderes Merkmal der *Framea* hin, indem sie das Wort ῥομφαία von ῥέπω — *tendo, vergo* ableiten. — Hesychius erklärt es als „thrazische Waffe, Schwert, Degen, grosser *Wurfspiess*.“

Deutsche Sprachforscher finden im Worte *Framea* ebenfalls den Begriff der *Ferne*, des *Zielens*, *Wersens*, *Schleuderns* 9).

Damit stimmen überein, oder es streiten doch nicht dagegen die *Beschreibungen*, welche wir bei einigen Schriftstellern von der *Framea* finden.

3) Exod. XX. 25.

4) Psalm. IX. 7; XVI. 13; XXI. 21; XXXIV. 3; Zach. XIII. 7.

5) Exod. V. 21; Buch. d. Richt. VII. 20; Psalm. XXXVII, (XXXVI.) 14⁵ und 15; XLIV (XLIII) 4 und 7; LIX (LVIII) 8; LXIV (LXIII) 4.

6) Luc. II. 35; Apocal. I. 16; II. 16; VI. 8. XIX. 15 und 21.

7) Apocal. II. 12.

8) In der Stelle des Tacitus (M. G. 13): Dotem maritus affert — — — boves et frenatum equum et scutum cum framea, gladioque scheint *framea* und *gladius* nur hinsichtlich der Grösse oder Länge unterschieden zu seyn, — nicht hinsichtlich der Form oder des Zweckes.

9) Schilter in s. thesaur. antiquit. teut. Tom. III. pg. 315 und 672; — Fulda in s. Sammlung germ. Wurzelwörter §. 69 und 72; — Zahn im Gloss. zu Ulfilas.

Tacitus (d. M. G. 6) beschreibt sie so: „Hastas vel ipsorum vocabulo frameas gerunt, angusto et brevi ferro, sed ita *acri*, et ad *usum habili*, ut eodem *telo*, prout ratio poscit, vel *cominus* vel *eminus* pugnent.“ Einige Schriftsteller liessen sich durch das Wort *hasta* verleiten, die Framea für eine Lanze oder *Picke* nach heutigem Begriffe zu erklären; aber schon der nachfolgende Ausdruck *telo* ist dieser Meinung nicht sonderlich günstig, am allerwenigsten verträgt sich damit „ad *usum habili*“: nicht die lange Picke oder Lanze ist bequem, und zum Kampfe in der Nähe und Ferne gleich brauchbar, wohl aber taugt ein *kurzes Schwert*, oder grösseres *Messer* zum Stechen und Hauen in der Nähe, und zum Schleudern in die Ferne.

C. Valer. Flaccus (er lebte im ersten Jahrh.) giebt einen noch deutlicheren Aufschluss über die Framea, welche er — nach dem griech. Worte — *romphia* nennt. Er sagt, Heft und Klinge hätten gleiche Länge: „*Aequaque, nec ferro brevior, nec romphia ligno.*“ (Argonaut. lib. VI). Nach dieser Beschreibung ist die Framea ein *Wurfdolch*, ein *Stilet*¹⁰⁾.

Aul. Gellius (noct. att. X. 25) führt bei Aufzählung der verschiedenen Waffen der Alten die Framea an, und setzt sie in eine Ordnung, woraus abzunehmen ist, dass sie zu den Wurf- oder Schleuderwaffen gehöre.

Isidorus im siebenten Jahrh. giebt (orig. XVIII. 6) folgende Beschreibung: *Framea gladius ex utraque parte acutus, quam vulgo spatham vocant; ipsa est et Romphaea.*

Auch durch *Abbildungen* bewährt sich diese Vorstellung von der Framea. Auf der Trajans- und Antoninssäule sind Krieger abgebildet, welche nach der Erklärung gelehrter Ausleger Germanen, oder denselben verwandte Völker vorstellen; diese führen dergleichen sehr kurze Schwerter, welche man nach itzigem Sprachgebrauche vielmehr *grosse Messer* nennen würde. Man darf wohl annehmen, dass diese Völker mit den ihnen am meisten üblichen Waffen abgebildet wurden, — und diese sind Frameae.

Alle diese Angaben zusammen gestellt hielt die Framea das Mittel zwischen eigentlichem Schwerte und Messer, hatte eine zweisehnidige, spitzige Klinge, mit einem gleichmässig langen Hefte. Die Meinung, welche ich oben S. 21 und 22 äusserte, dass nämlich die dort beschriebenen, und Tab. I., Fig. 2,

10) Dass in dieser und in der vorigen Stelle die Framea aus Eisen verfertigt angegeben wird, ist wohl nicht im strengen Sinne zu nehmen. Vergl. oben S. 52 Not. **).

3, 4 abgebildeten Stücke dergleichen Frameae seyn mögten, ist dadurch vollkommen gerechtfertigt, und selbst auch dadurch bestätigt, weil dergleichen Klingen häufiger, als andre Waffen, in den beschriebenen Grabhügeln gefunden wurden, und man sie — auch in dieser Hinsicht — für die gewöhnlichste Waffe der Germanen — die Framea — halten muss.

III. A N N H A N G.

(ZU SEITE 24.)

Über den Streithammer oder die Streitaxt.

Dieser Gegenstand wurde in den Götting'schen gelehrten Anzeigen, Jahr 1819, St. 27, S. 265 ff. durch die Anzeige einer Abhandlung berührt, wovon hier das zu unserm Zweck Dienliche ausgehoben werden, und einen Platz finden mag.

„Göttingen. In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften vom 5. Dezember vorig. Jahres ward ihr eine Abhandlung von einem ihrer auswärtigen Mitglieder, H. H. Wiarda, handschriftlich mitgetheilt; — sie betrifft die unter den Grabhügeln der alten Deutschen vorgefundenen *Hämmer*.“

„Diese Hämmer kommen in verschiedener Grösse vor. In der Mark Brandenburg sind mehrere von 8 Zoll Länge, und 2 Zoll Breite, und herab bis zu 2 Zoll Länge und 1 1/2 Zoll Breite gefunden worden. Auch besitzt Herr Wiarda zwei in Ostfriesland aufgefundene, deren einer 5 1/2 Zoll rhein. lang, 1 1/2 Zoll breit ist, und 3/4 Pf. wiegt; der andere, noch einmal so schwer, hat über 1 Zoll im Durchmesser. Was bedeuten nun diese Hämmer? Gewöhnlich wird angenommen, dass sie als Waffen im Leben gebraucht worden; hiezu scheinen sie aber, weder die grossen noch die kleinen, tauglich gewesen zu seyn. Dass sie bei den Opfern zur Tödtung der Opferthiere gebraucht worden, ist eben so unwahrscheinlich, da man auch mit dem grössten kaum eines der kleinern Opferthiere würde haben erschlagen können, mit kleinern Hämmern aber keines.“ — Nachdem nun der Verfasser andere Meinungen — — geprüft und widerlegt hat, so trägt er seine eigne Erklärung der Sache also vor:

„Die Hämmer seyen entweder den Verstorbenen als Zeichen höherer Würde, die sie im Leben geführt, mitgegeben worden, oder, da man sich

derselben im Leben als besonders heiliger Werkzeuge bei gottesdienstlichen Handlungen, bei an die Götter gerichteten Gebethen bedient habe (wie denn unser Verfasser einen gewissen heiligen, unter den alten Germanen üblichen Hammerdienst anzunehmen geneigt ist); so seyen sie den Verstorbenen mitgegeben worden, um ihnen jenseits des Grabes den Gebrauch derselben nicht zu entziehen, der ihnen schon diesseits durch übernatürliche Kräfte zu Nutz und Frommen gedient habe. — Diess alles wird nun von dem Verfasser — — durch viele Gelehrsamkeit und Scharfsinn erwiesen oder wahrscheinlich gemacht. Nach des Referenten Dafürhalten sind die üblichen Meinungen ganz befriedigend widerlegt und die eigne Ansicht der Sache, so viel billiger Weise gefordert werden kann, genügend vertheidigt worden.“

„Bei Gelegenheit dessen, dass die Führung des Hammers bis auf unsere Zeiten als ein Zeichen der Würde, des Ansehens und der Ehre, Vorstand einer Versammlung zu seyn, sich erhalten habe, kann leicht noch angeführt werden, z. B. dass die Häupter oder Vorsitzenden verschiedener geheimer Gesellschaften diess Zeichen auch in unsern Zeiten führen. Dass Thor, der Donnergott, mit einem Hammer abgebildet werde, wird aus frühern, uns bekannten Schriftstellern bemerkt. Wenn im Mittelalter von Streithämmern die Rede sey, und der Beiname *Hammer* wegen der geschickten Kriegsführung den Tapfern gegeben worden, so wird bemerkt, dass damals die *Hellebarden* gebraucht worden, die an einer Stange oben ein spitziges Eisen, weiter herab aber eine Barte oder Beil gehabt, womit man allerdings habe tödten können, während die in den alten Gräbern aufgefundenen Hämmer unsern Haus- oder Handhämmern zu vergleichen sind. Eine sehr merkwürdige Stelle aus Saxo Grammaticus l. 13. wird angeführt, woselbst von K. Magnus von Dänemark, damals schon Christ, erwähnt wird, dass er einen Zug i. J. 1130 nach dem heidnischen Schweden unternommen, und heilige Hämmer zurück gebracht habe. — —“

IV. A N H A N G.

(ZU SEITE 71.)

Slavische Ortsnamen in der obern Pfalz.

Selbst der gründlichste Kenner der slavischen Sprachen würde in Erklärung mancher Benennung unübersteigliche Hindernisse finden, weil nach so vielen Jahrhunderten die Rechtschreibung verändert oder auf mancherlei Art verdorben, die gar oft zum Grunde liegenden, individuellen Umstände längst

unbekannt geworden sind. Da ich überdiess zu wenig Kenner dieser Sprachen bin, und die nöthigen Hülfsmittel — besonders gute Wörterbücher — fast ganz entbehre, so muss ich es bloss bei dem Versuche bewenden lassen, die Bedeutung einiger solcher Namen durch wahrscheinliche Deutungen wirklich zu erklären, bei andern aber den slavischen Ursprung nur im Allgemeinen (durch Analogie oder andere Umstände) nachzuweisen.

I. Orte, deren Namen sich mit Wahrscheinlichkeit aus *der Sprache* erklären lassen:

B. P. W. V. *Wagrain*, der Wald bei Amberg, wo die Grabhügel gefunden wurden (S. oben S. 1). Nach älterer Rechtschreibung hiess er *Wokrain*, — d. i. *am Rande*, *am Ufer* von *wo*, oder *w*, an, und *krai*, das Ufer, der Rand. An der westlichen Seite dieses Bergwaldes fliesst die Vils, an der östlichen ein Bach.

Welluck, Dorf. *Welikü*, oder bei Zusammensetzungen als Vorsylbe *wel* heisst *gross*; *lug* (luh) eine *Wiese*; also Grosse Wiese.

Persen, Dorf. *Bereza*, die Birke; *berezina*, abgefallenes oder abgehauenes Birkenholz; *bereshenie*, die Huth.

Vils, der Fluss bei Amberg. Ich kann zwar keine bestimmte Herleitung dieses Wortes angeben, glaube sie aber zu finden in der Wurzel des polnischen *odwilzam* (befeuchten, benetzen, wässern,) oder des böhmischen *wláziti*, russisch *wlashit*.

Wundreb, Dorf und Fluss. *Wuhon* serbisch, und *wyhon* böhmisch bedeuten *Viehweide*, daher man in Urkunden späterer Jahrhunderte noch häufig den Ausdruck trifft: *Wun* und *Weide*. Der zweite Theil des Wortes, nämlich *dre*b ist dunkel; denn weder *drewo*, der Baum, noch *trewa*, das Opfer — geben einen passenden Sinn. Besser mögte es seyn, anzunehmen *trawa*, Gras, Kraut.

Benkhof, bei Amberg — entweder vom russischen *Pen'ka*, der Hanf; oder *Pen*, *penek*, Stock eines abgehauenen Baumes.

Ch. G. K. — *Cham* oder *Kam*, Stadt und Fluss, dann in den zusammengesetzten Namen *Eschelkam*, *Kammüntser*, — von *kamen*, russisch und böhmisch ein Stein. Eben daher ist herzuleiten der so vielen Ortschaften zukommende Name

Kemnat, Kemnaten, welcher ein steinernes Gebäude, Gewölbe, Schloss bedeutet.

Kulm (Name zweier Berge) und

✓ *Kulmain*, Dorf, von *Cholm*, — der Hügel.

✓ *Gradis*, Dorf, wahrscheinlich von *gorod*, slavisch *grad* Burg, Stadt.

Gierniz, Girniz, Gyrnitz. Unter diesem Namen giebt es mehrere Dörfer, von *gornüi*, hoch, erhaben, oder *gorniza*, die Stube, das Zimmer, die Wohnung.

Goerniz, Goerwitz, ebenfalls Dorfsnamen, entweder gleichbedeutend mit den vorhergehenden, oder herzuleiten von *gorn*, die Schmiedesse, der Heerd, *gornez*, irdener Topf, Feuerbecken, *gorbischtsche*, grosser Höcker (Hügel?)

Grabitz, Dorf, etwa von *grabit'*, harken, *grabli*, der Rechen, die Harke.

✓ *Kodliz*, Dorf — *kotel*, der Kessel.

✓ *Köbliz*, Dorf, entweder vom russischen *kobel*, der Hund, oder *kobalo*, Schmiedhammer, *koba'nja*, die Schmiede.

✓ *Kölliz*, Dorf, von *kol*, der Pfahl, oder *kolo*, das Rad, der Kreis, die Ründe.

✓ *Kröbliz*, Dorf, entweder gleichbedeutend mit dem oben angeführten *Grabitz*, oder von *krob*, Dach, Wohnung, oder wohl gar vom russischen *korowa*, die Kuh, welches abgekürzt lauten kann *krowa*, böhmisch *krawa*, polnisch *krowa*.

✓ *D. T. — Teinz*, Dorf von *taina*, Geheimniss, *tainui*, geheim, verborgen. Dieser Ortsname kommt auch in andern Ländern und Provinzen vor, und die allgemeine Welthistorie (52. Theil, 3. Band. S. 201, not. g) bemerkt Folgendes: Im Herzogth. Wolau in Schlesien liegt ein abgesonderter Platz, den man des Namens wegen für eine Opferstelle hält. Er heisst *Teiniz* (Geheimniss); ein anderer *Schwante* (Heiligthum).

✓ *Deswiz*, Dorf. *Desniza* heisst russ. die rechte Hand; der Ort mögte also in irgend einem Betrachte — als *rechts liegend* so genannt worden seyn.

- ✓ *Diebis*, Dorf — vielleicht von *Diewiza*, Mädchen, Jungfrau ¹¹⁾. —
- ✓ *Dobershof*, *Dobrikau*, *Döberein* — erklärbar durch russ. *dobrui*, gut, böhm. *dobry*; — russ. *dobro*, poln. *dobra*, *dowr* — das Gut, Landgut, Hof.
- ✓ *Dölniz*, *Döltsch*, Dörfer — von *dol*, *dolina*, das Thal; — *dolni*, nieder liegend; russ. *dolizka*, poln. *dolinka*, — kleines Thal.
- ✓ *Trabiz*, Dorf — von *trawa*, das Kraut, Gras.
- ✓ *Trefesen*, *Trefnitz*, *Trebsau*, Dörfer, — von russ. *drewo*, slav. *drewesa*, böhm. *drewo*, poln. *drzwo*, — der Baum, das Holz.
- ✓ *Dreswiz*, *Treswiz*, Dörfer, — von *dreswa*, der Kies; — (oder vielleicht vom russ. *tresubb*, slav. *tresubezz*, — der Dreizack?)
- ✓ *Thumbach*, (Kirchen- und Stegen-), Markt und Dorf — von russ. und böhm. *dub*, poln. *dab*, slav. lüneburg. *dump*, die Eiche, russ. *dubnjak*, der Eichwald.
- ✓ *L.* — *Lam*, Dorf — von böhm. *lam*, der Steinbruch.
- ✓ *Latsch*, Weiler, — von böhm. *lauc'*, Kienholz; oder russ. *latschuha*, eine Hütte, oder poln. *laczka*, kleine Wiese.
- ✓ *Lösniz*, *Loisniz*, Dörfer — von russ. *ljes*, poln. *lias*, höhm. *les*, der Wald.
- ✓ *Löschwiz*, Dorf, — vielleicht gleichbedeutend mit den beiden vorigen, oder russ. *loshbina*, Thal, Vertiefung; *loschtschina*, der Hohlweg, Riss vom Regen.
- ✓ *Loh*, *Lohe*. Diesen Namen führen eine Menge Ortschaften, Gegenden, Wälder, Wiesen, — mit oder ohne andern Beisatz. Das russ. *log*, (oder *loh*) bedeutet hohler, niedrer Ort.
- ✓ *Luhe*, ein Markt; *Lug*, eine Einöde und *Lueg*, ein Weiler — von russ. *lug* (*luh*), böhm. *lauka*, poln. *laka*, die Wiese.
- ✓ *M.* *Mockersdorf*, Dorf — von *mokri*, nass, feucht.
- ✓ *N.* *Nasliz*, *Nasniz*, Dörfer — von russ. *naselit'*, bevölkern, *naselenie*, Bevölkerung.

11) Der fränk. Annalist zum J. 864 redet von »civitate, quae lingua gentis illius *Dovina*, id est Puella dicitur.« Dobrowsky (Gesch. d. böhm. Sprache S. 54) versteht darunter das heut. Teben (*Dewen*, *Djewina*) am Ausflusse der March in die Donau, so viel als Magdeburg; wesswegen die Slaven das itzige Magdeburg wirklich *Djevin* nannten.

R. *Regen*, der Fluss, — ohne Zweifel von russ. *rjeka*, welches eben einen *Fluss* bedeutet. Daher auch die Regnitz und viele andere ähnliche Benennungen der Flüsse.

Roetz, eine Stadt — wahrscheinlich von russ. *rosh*, oberlausiz. serb. *roz'*, poln. und böhm. *rez'*, chrowat. *rax*, der Roggen. Dieser Ortsname wurde in alten Urkunden auch geschrieben *Rakz*, *Raks*, *Rakuz*.

✓ S. *Saliz*, Dorf — russ. *Saloi*, überschwemmter Ort.

✓ Soeliz und Selbiz, Dörfer — von russ. *selit'*, bevölkern, anbauen, *selitwa*, slav. *selischtsche*, Wohnung, *Selo*, Dorf, *Selzo*, Dörfchen.

✓ Sogriz, Dorf — vielleicht von russ. *Sogrjet'*, erwärmen, *sogrjetui*, erwärmt,

✓ Schirmitz (wurde ehemals geschrieben Schirmbiz) ein Dorf, vielleicht vom russischen *Tscherebiza*, der Dachziegel.

✓ Schwant, der Name sehr vieler Dörfer, von *Swjaty*, *Swaty*, heilig. S. oben Teinz.

II. Andere Ortsbenennungen verrathen sich durch den Ausgang a) *niz*, *liz*, *wiz*; b) *las*, *les* (Wald) als slavischen Ursprunges, z. B.

a) Dormiz, Gleiritsch, Haunriz, Kanizmühl, Kaufriz, Kederiz, Keiwiz, Kögliz, Langwiz, Pegniz (Ort und Fluss), Pifliz, Sigriz, Terschniz, Tirsch-niz, Zedliz;

b) Göhlas, Görglas, Grünlas, Günzlas, Hamerlas, Hamerles, Harles, Hezles, Höflas, Höfles, Kündlas, Linnlas, Menzlas, Miles, Rejlas, Rödla, Röthles, Roslas und viele andere, über welche ich eine Deutung nicht wagen will, die aber durch Analogie mit dergleichen Benennungen in andern Ländern — für unsern Zweck — kennbar genug sind.

Aus dem nämlichen Grunde der Analogie allein scheint das Wort *Nab*, *Nabe*, der Name des vorzüglichsten Flusses in der Oberpfalz erklärt werden zu können. *Nab*, *Nabe* oder *Nawa* hat eine deutliche Ähnlichkeit mit andern slavischen Benennungen der Flüsse, z. B. *Labe* (die Elbe), *Morawa* (March), *Moldawa*, sonst *Vlatawa* oder *Hlatawa* (Moldau), *Drawa* (Drau), *Sawa* (Sau) u. s. w.

III. Endlich hat sich das Andenken ehemals slavischer Bewohner noch in jenen Ortsbenennungen erhalten, welche *Wend*, *Wind* oder dgl. vor oder hinter sich haben, z. B. *Wendesreut*, *Wendern*, *Wendling*; *Edlaswind*, *Unterwinden*; *Windischbächmühl*, *Windischbergendorf*, *Windischlaibach*, *Windischeschenbach*.¹²⁾ — Der untere Theil der Stadt Nabburg heisst *Venedig* — ganz gewiss von *wendischen* (*venetis*) Bewohnern.

V. A N H A N G.

(ZU SEITE 73.)

Vermuthungen über die Herkunft der Bojer.

Die Erzählung über die Herkunft der Bojer besteht im Wesentlichen darin: Etwa 501 Jahre vor Chr. Geb. sey ein grosser Theil *Bojer* unter den beiden Anführern *Belowes* und *Sigowes* aus ihrem Vaterlande *Gallien* gezogen; der Heereshaufe des *Sigowes* habe sich in dem herzynischen Walde besonders in dem hernach genannten *Bojohemum* niedergelassen, und der Nachwuchs dieser Einwanderer sey dort geblieben, bis sie durch die *Markomannen* ums J. 10 vor Chr. seyen vertrieben worden. — *Belowes* habe sich mit dem andern Heereshaufen in *Italien* niedergelassen, und die davon stammenden *Bojer*, in Vereinigung mit den *Sennonen* und andern Völkern hätten ums J. 391 vor Chr. einen äusserst heftigen Krieg gegen die *Römer* geführt und *Rom* selbst eingenommen u. s. w.

Diese aus *Livius* (V. 34 ff.) entlehnte Erzählung wurde nach und nach mehr ausgebildet. So z. B. weil es heisst: die *Bojer* kamen aus *Gallien*, so nahm man diess für das heutige *Frankreich*, und die *Bojer* mussten nicht nur aus *Frankreich* gekommen seyn, sondern auch von dort *herstammen*, oder schon vorlängst ihre ursprünglichen Wohnsitze dort gehabt haben.

Ohne mich auf eine weitläufige Kritik einlassen zu können, lege ich unbefangenen Geschichtsforschern nur folgende Bedenklichkeiten vor:

1) Hinsichtlich der Chronologie und der Gelegenheit, bei der die *Bojer* nach *Italien* kamen, ist keine sichere Zuverlässigkeit. *Livius* selbst sagt: *Haec accepimus*, — ein Ausdruck, der eben nicht eine streng historische Angabe, sondern vielmehr eine Sage, ein Gerücht zu bezeichnen scheint.

¹²⁾ In der Diözesanmatrikel Regensburgs v. J. 1433 heisst *Windischeschenbach* — *Eschenbach Slavorum*. S. Rieds geogr. Matrikel des Bisth. Regensburg. S. 414.

2) Gallien nach dem Begriffe und Gebrauche der Alten, (ehe sie die nördlichen Länder näher kennen lernten) war ein höchst schwankender Ausdruck, wodurch sie die nordwestlichen Länder, (so wie durch Skythien die nordöstlichen) im Allgemeinen verstanden. Die ehemaligen Kelten, Galater, und Gallier sind im itzigen Deutschland eben so wohl aufzusuchen, als in Frankreich.

3) Wenn im heutigen Italien, in Frankreich und Böhmen Völker des nämlichen Stammes und Namens sassen, so sind sie als — durch häufige Wanderungen — zerstreute Trümmer eines Ganzen anzusehen; aber man ist darum nicht berechtigt, ihre ursprünglichen Wohnsitze gerade auf eines dieser Länder zu beziehen.

4) Gesetzt auch, das heutige Frankreich wäre wirklich das Land, aus dem die Bojer nach Böhmen, Italien und andere Länder gezogen waren, so folgt noch keineswegs, dass dieses Land eben auch ihr uraltes Vaterland müsse gewesen seyn, sie konnten ja nach langwierigen Zügen ganz anders woher dahin gekommen seyn, sich dort eine beträchtliche Reihe von Jahren aufgehalten, und endlich wieder einen Auszug unternommen haben. Die alte Geschichte liefert uns von dergleichen Wanderungen Beispiele in Menge, und hinsichtlich der germanischen Völker finden wir dergleichen Züge bei Cäsar erwähnt.

Unbeschadet der Angaben alter Schriftsteller ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, dass die Bojer ursprünglich von Nord- und Südost nach Germanien und von da erst in andere Länder eingedrungen haben, und an diesen östlichen, hauptsächlich südöstlichen Grenzen Germaniens ihre frühern Wohnsitze aufzusuchen sind. Also würden auch sie, wie andere germanische, besonders suevische Völker (s. oben S. 62 ff.) als ein Zweig jenes grossen Völkerstammes anzusehen seyn, welchen man in der Folge *Slaven* nannte. — Zu dieser ganz wahrscheinlichen Behauptung führet

a) der Umstand, dass bei ihrem und anderer verbündeten Völker berühmten Angriffe gegen die Römer ums J. 391 vor Chr. auch *Senonen* vorkommen, welche unwidersprechlich ¹³⁾ für Sueven (nachmals Slaven) angenommen werden müssen. Die Bojer in Italien, und die Bojer in Böhmen und nebst letztern die Senonen (Semnonen) standen also in irgend einem Zusammenhange, welcher sich schon in frühere Zeiten zurück verliert. Eine gewisse Ähnlichkeit beurkundet sich schon aus der Schilderung, welche uns Cäsar und Tacitus von den Sueven und Livius von den Bojern (oder seinen Galliern) machen, noch mehr aber

13) Vetustissimos se, nobilissimosque Suevorum Semnones memorant, — — — se Suevorum caput credunt. Tac. M. G. 39. — Die Identität des Namens Semnonen und Senonen erhellet unter andern aus folgender Stelle: A Rheno usque ad flumen Albim, qui Senonum, Hermandurorumque fines praeterfluit. Velej. II. 106.

b) aus der *Sprache*. Dass die suevischen Völker eine Sprache hatten, die mit den nachmals slavisch genannten Sprachen in der Wesenheit übereinkommt, ist oben (S. 70 ff.) gezeigt worden. Dass aber auch die Bojer damals eine ähnliche Mundart müssen gehabt haben, lässt sich nachweisen in dem Namen, den sie selbst führten, und in den Namen, welche viele ihrer Anführer hatten.

Der Name Boji erklärt sich am Natürlichsten aus der slavischen Sprache. — Das russ. *boi*, böhm. *wogna*, poln. *wojna*, heisst Schlacht oder Krieg; das russ. *boikü* — kühn, flink. — Daher *Bojar*, ein Krieger; wesswegen die Edelleute bei den Russen und Vlachen noch den Titel Bojar als Ehrentiteln führen, — bei den Bulgaren heissen sie *Boiladen*. — Das russ. *woju*, oberlausiz. *wuju* heisst eigentlich *heulen*, weil die Schlacht mit grossem Geschreie anfieng; daher das russ. *wojuju* (im infinit. *woewat'*) kriegen, Krieg führen, — und *woewoda*, poln. *wojawoda* — Kriegsführer.

Die Bojer, welche ums J. 270 vor Chr. in Mazedonien und Griechenland einfielen, heissen *Tolistoboji*, ein Name der sich aus dem eben angeführten *boi* und dem russischen *tolstüi* — stark, gross hinlänglich erklärt.

Die ersten Heeresführer der aus Gallien wandernden Bojer heissen *Sigowes* und *Belowes*. In beiden Namen bedeutet *wes* (statt west S. ob. S. 75) einen *Führer*; 1) *Sigo* im ersten Namen ist vom russischen *Sük*, das Geräusch, Getöse (Schlachtgetümmel) oder von *Sugon*, das Nachsetzen, Verfolgen herzu-
zuleiten. *Sigowes* bedeutet also entweder einen *kampflostigen, kriegerischen*, oder *nacheilenden, die Feinde verfolgenden Führer*. 2. Das *Belo* im zweiten Namen kann von *welikii* oder in Zusammensetzungen *wel* — gross, oder vom russischen *weljet'* befehlen, gebieten hergeleitet werden, und *Belowes* bedeutet den *grossen oder gebietenden Führer*.

Cryxus, Name eines boijischen Führers oder Fürsten, herzu-
zuleiten vom russischen *krik*, Geschrei, Zank, Streit, oder *kritschat'*, schreien.

Corolam, Name eines andern boijischen Fürsten, herzu-
zuleiten von *karaulnoi'*, Wache, Wächter, oder *korol'*, König.

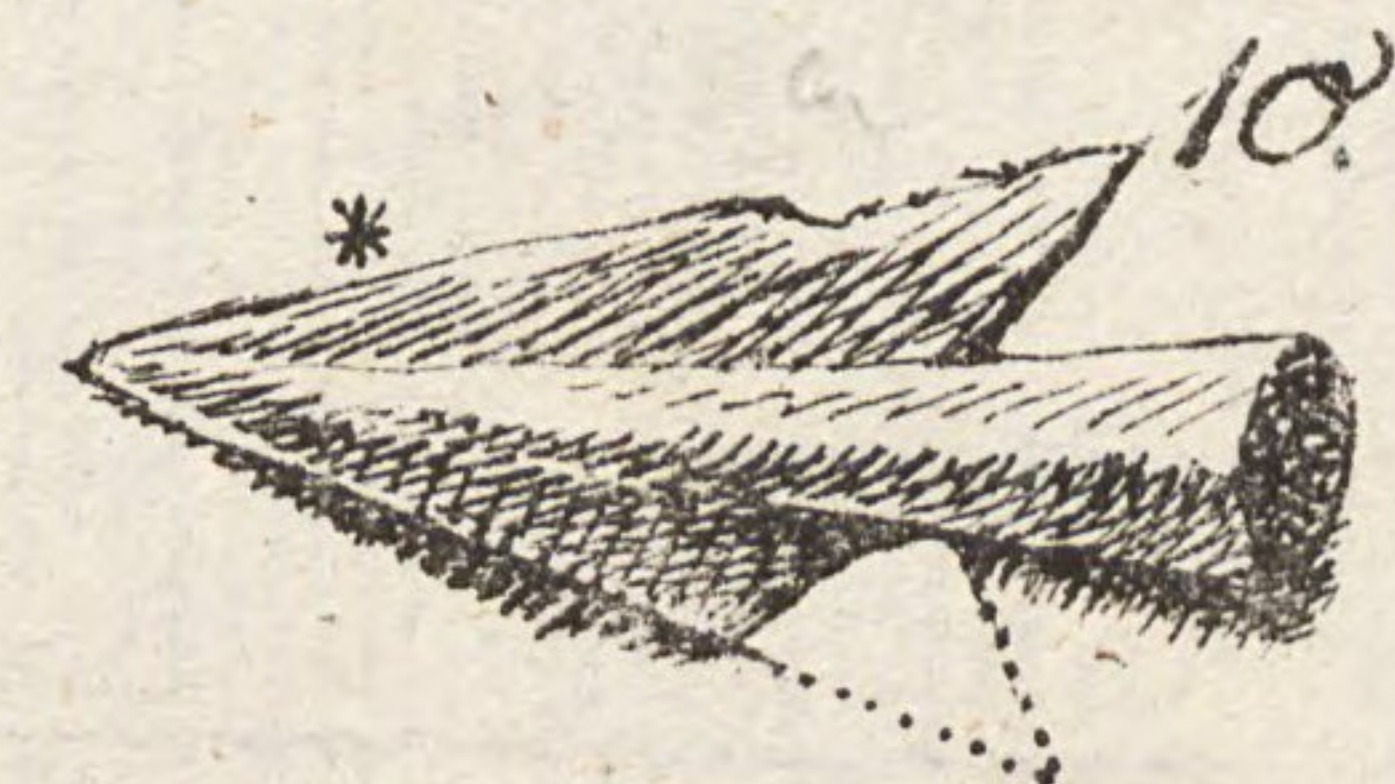
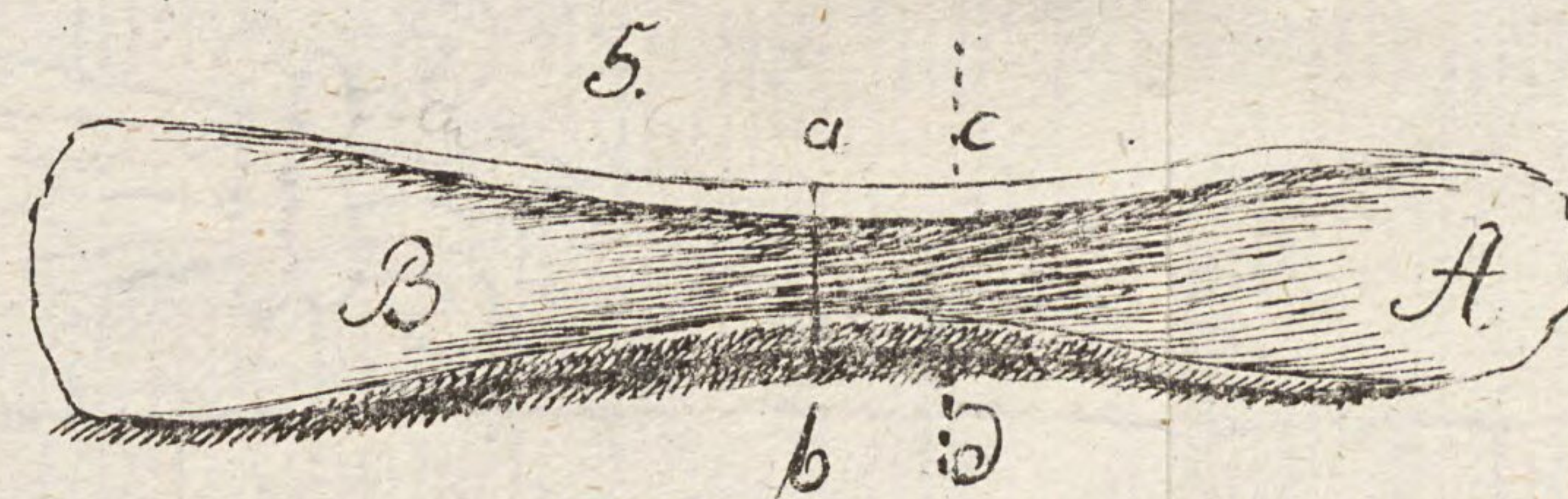
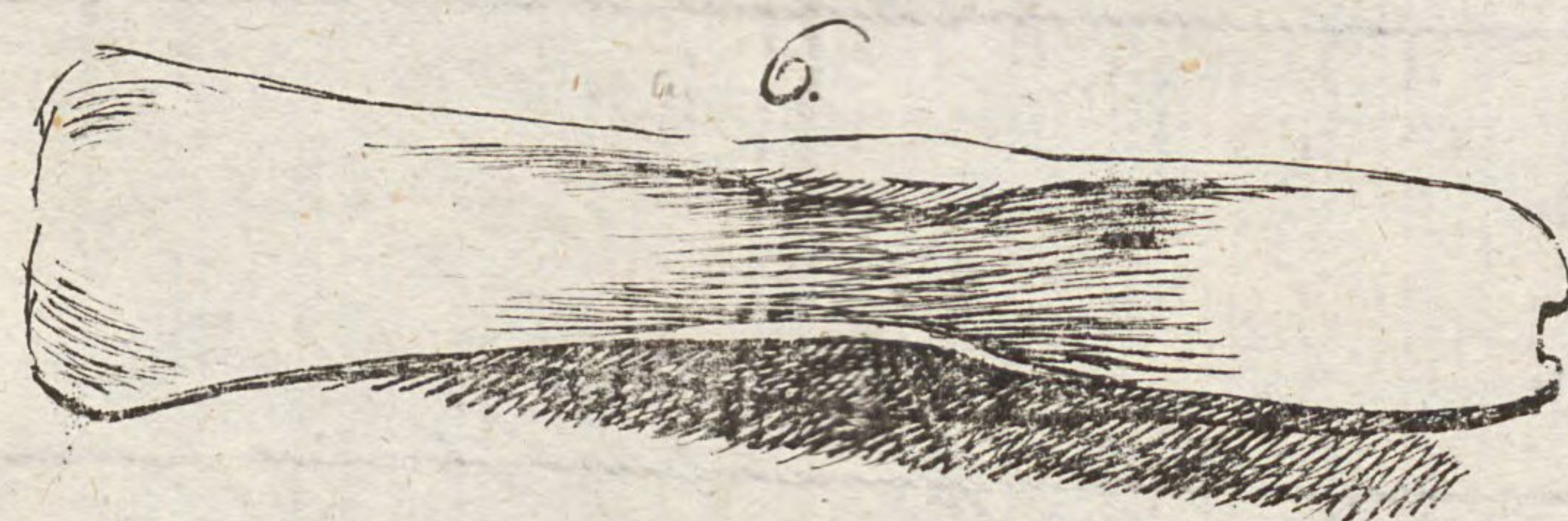
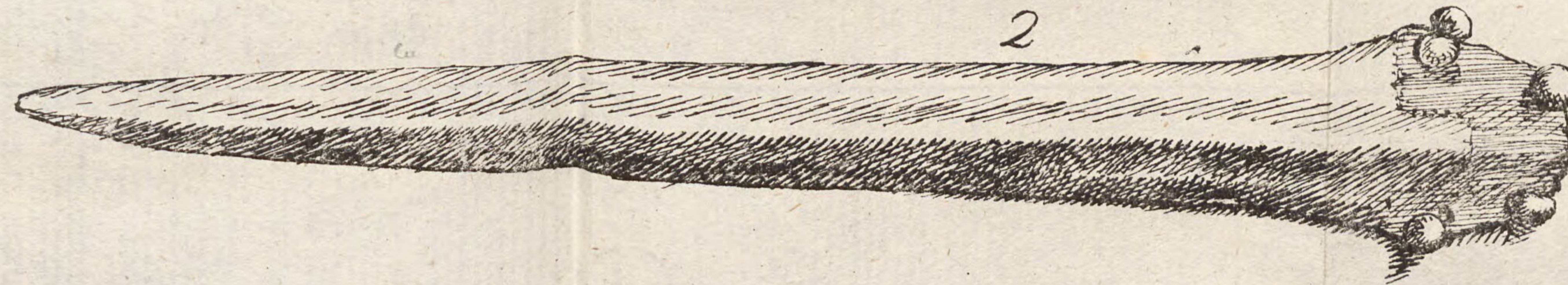
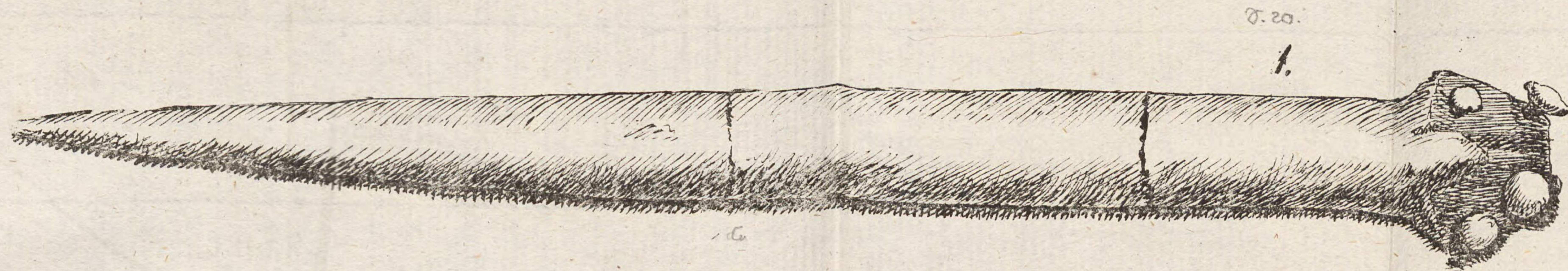
Übrigens will ich dadurch keineswegs in Abrede stellen, was ohnehin die Natur der Sache schon giebt, dass die Bojer bei ihren vielfältigen Hin- und Herbügen in ihre ursprüngliche Sprache viel Fremdartiges mögen aufgenommen, insonderheit, dass sie seit ihrer Vertreibung aus Bojohemum durch Vermischung mit (sogenannten) keltischen Völkern — zwischen dem rechten Donauufer und den Alpen — nach und nach ganz, oder grössten Theils die Sprache derselben sich dürften angeeignet haben.

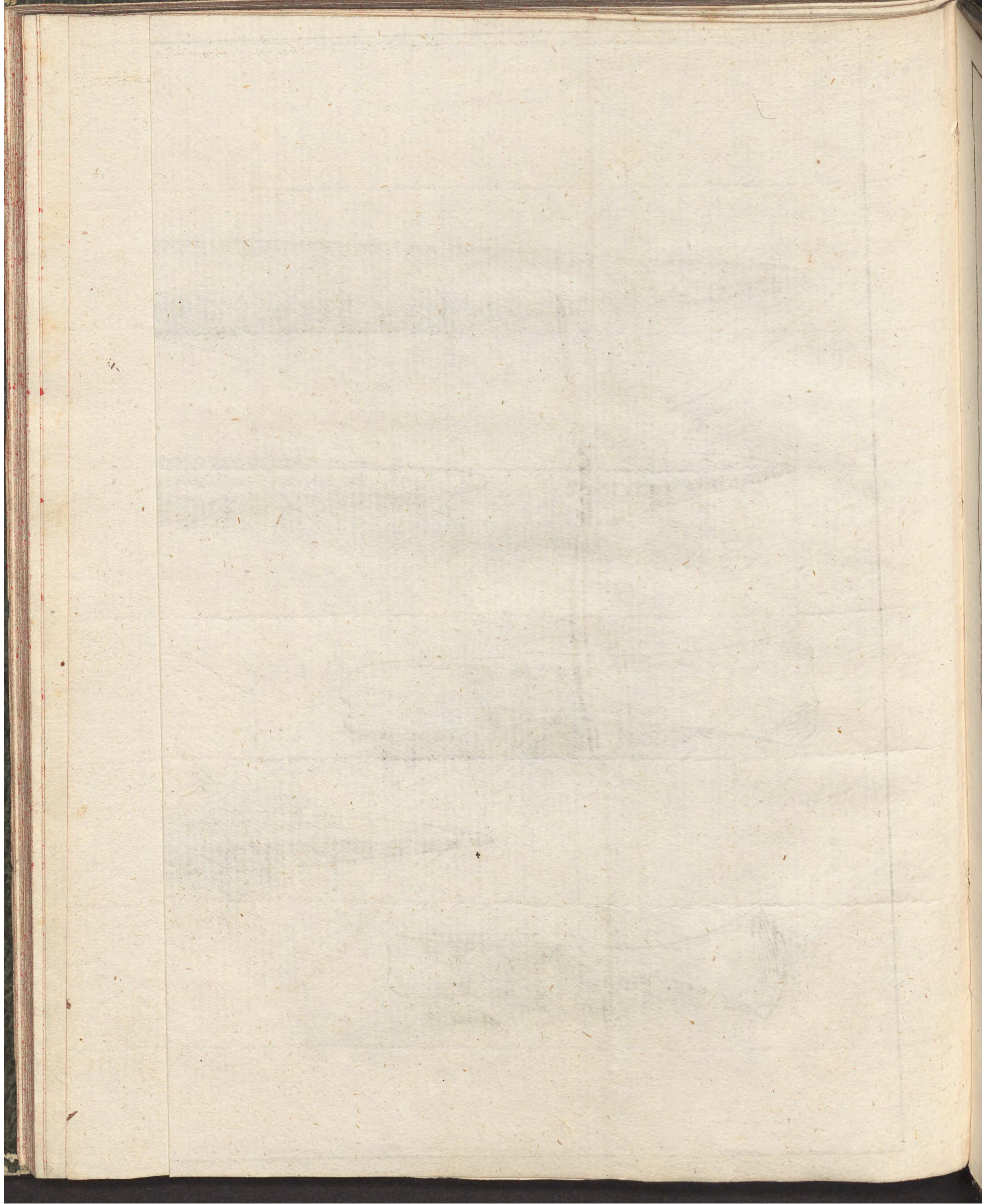
VERBESSERUNG DER HAUPTSÄCHLICHEN FEHLER.

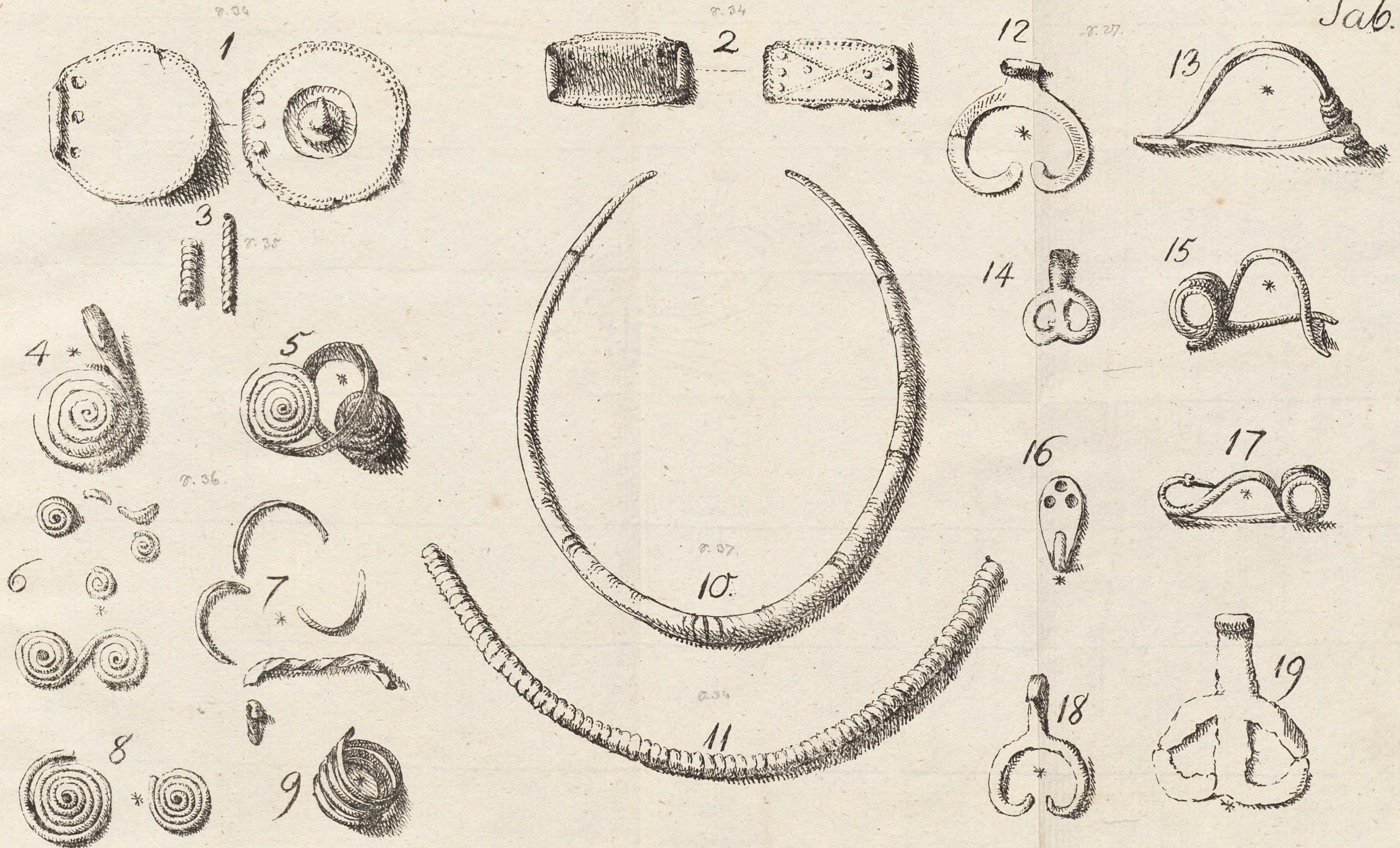
Seite:	Zeile:	anstatt:	lies:
16	10	unterer	untere
23	4	allen	alten
33	letzte	hatte	hatten
41	21	dienenden	dienende
49	7 von unten	Doch	Dolch
57	13 „ „	Οὐ'απισοί	Οὐ'απιστοί
„	6 „ „	Ναπισαί	Ναπισται
59	4	Ptoloämus	Ptolomäus
62	25	nach und	nach und nach
64	3	beseitigen,	beseitigen.

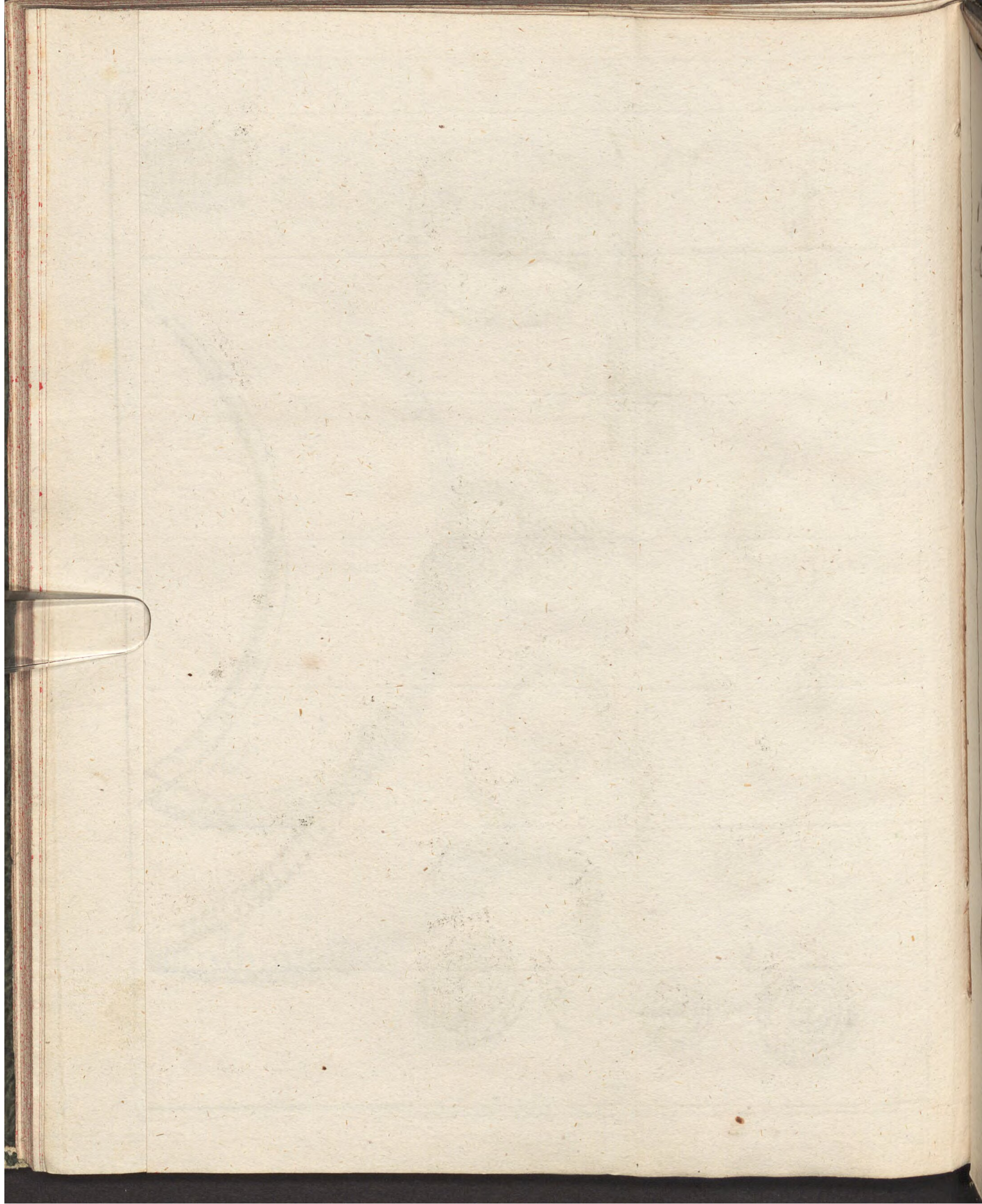
Zur Naturgeschichte
Münster

Tab. I.

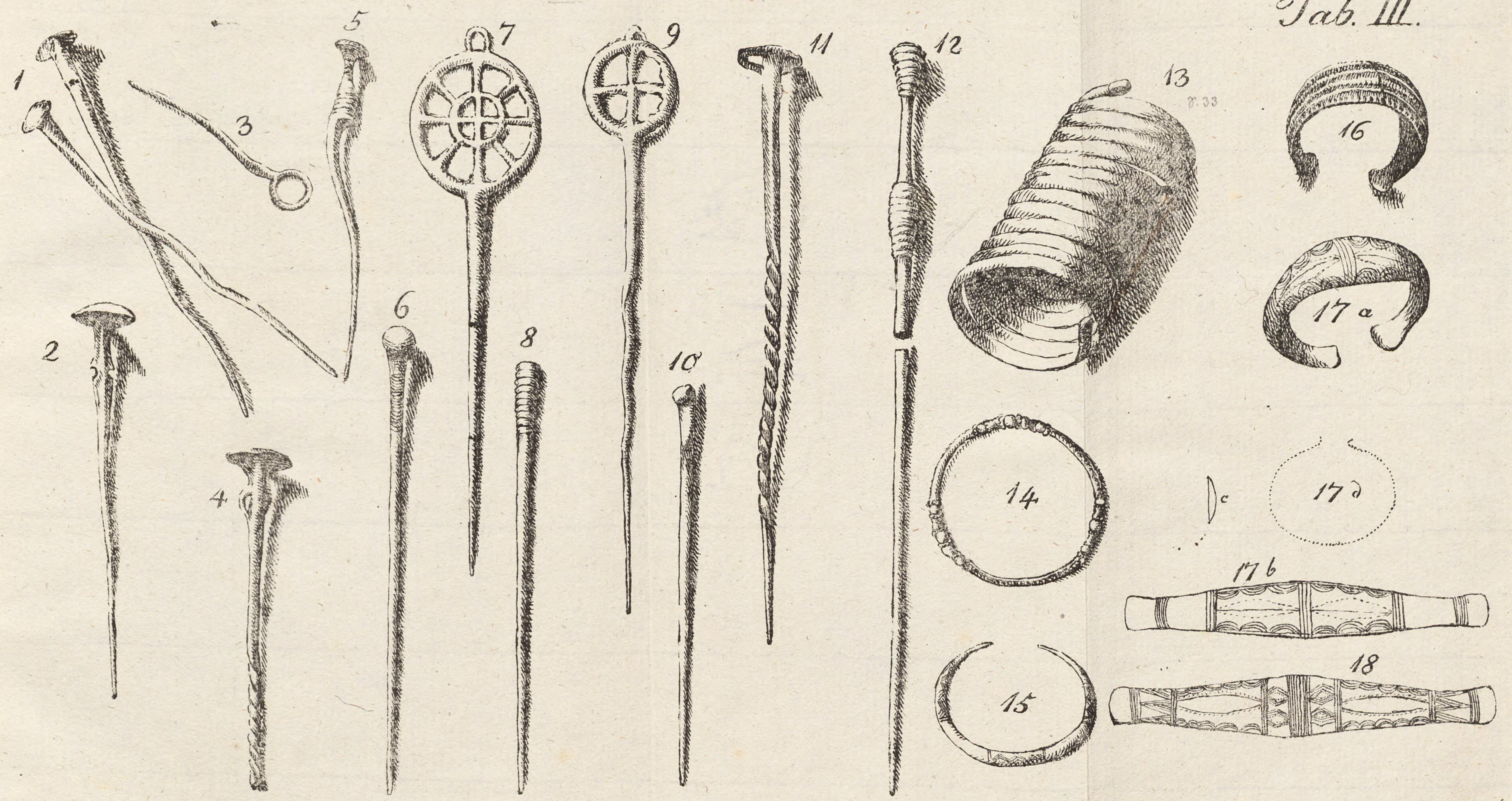








Tab. III.



Tab. IV

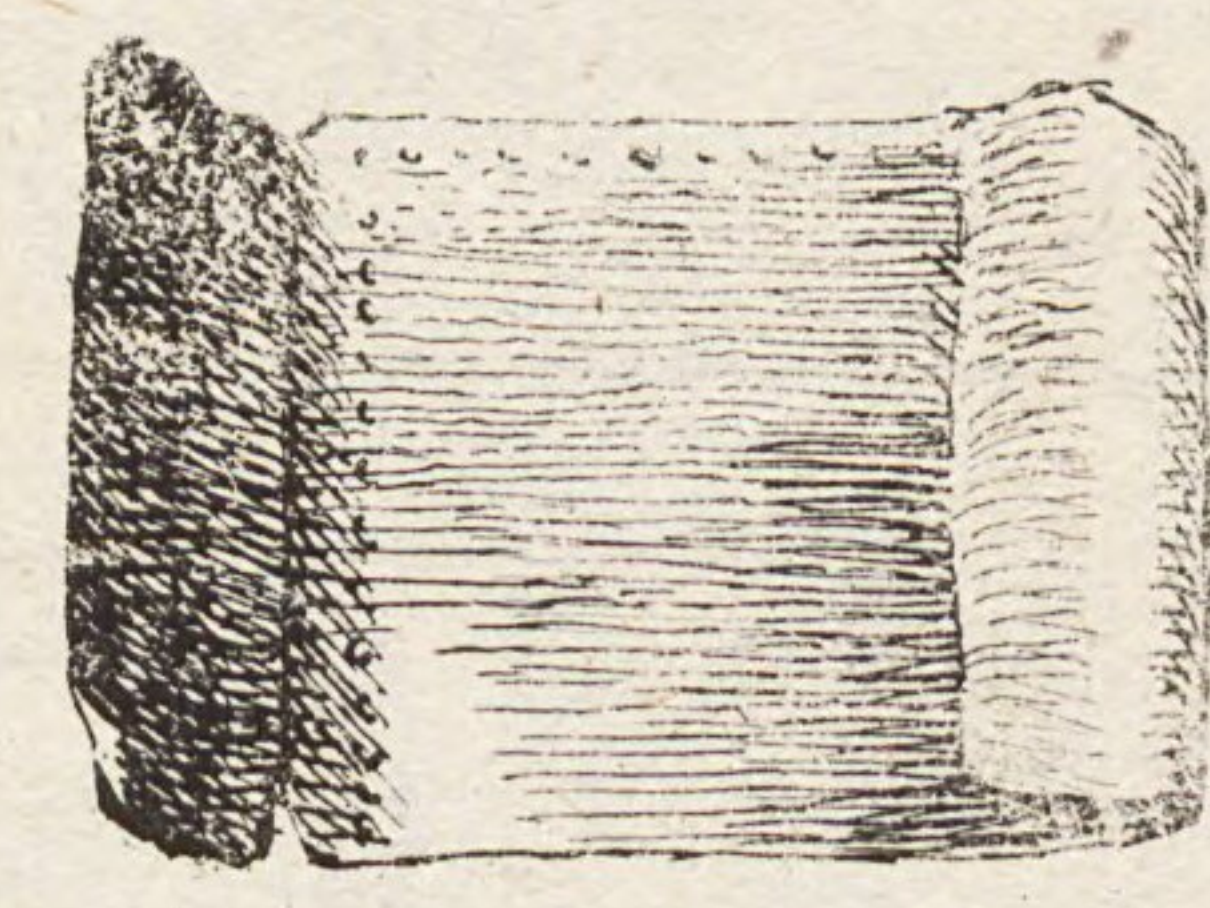
1.
r. 37.



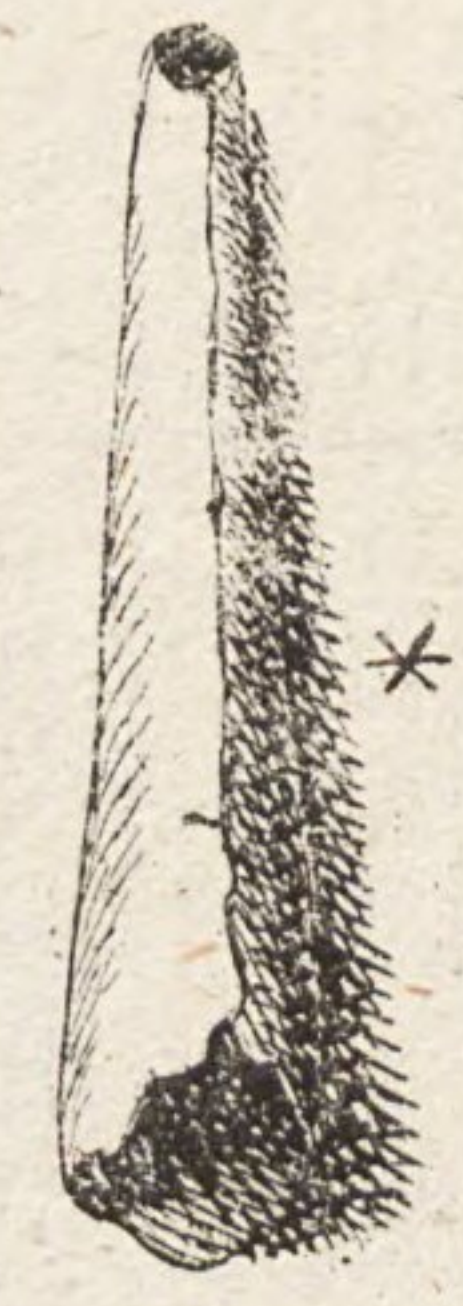
4.
r. 38



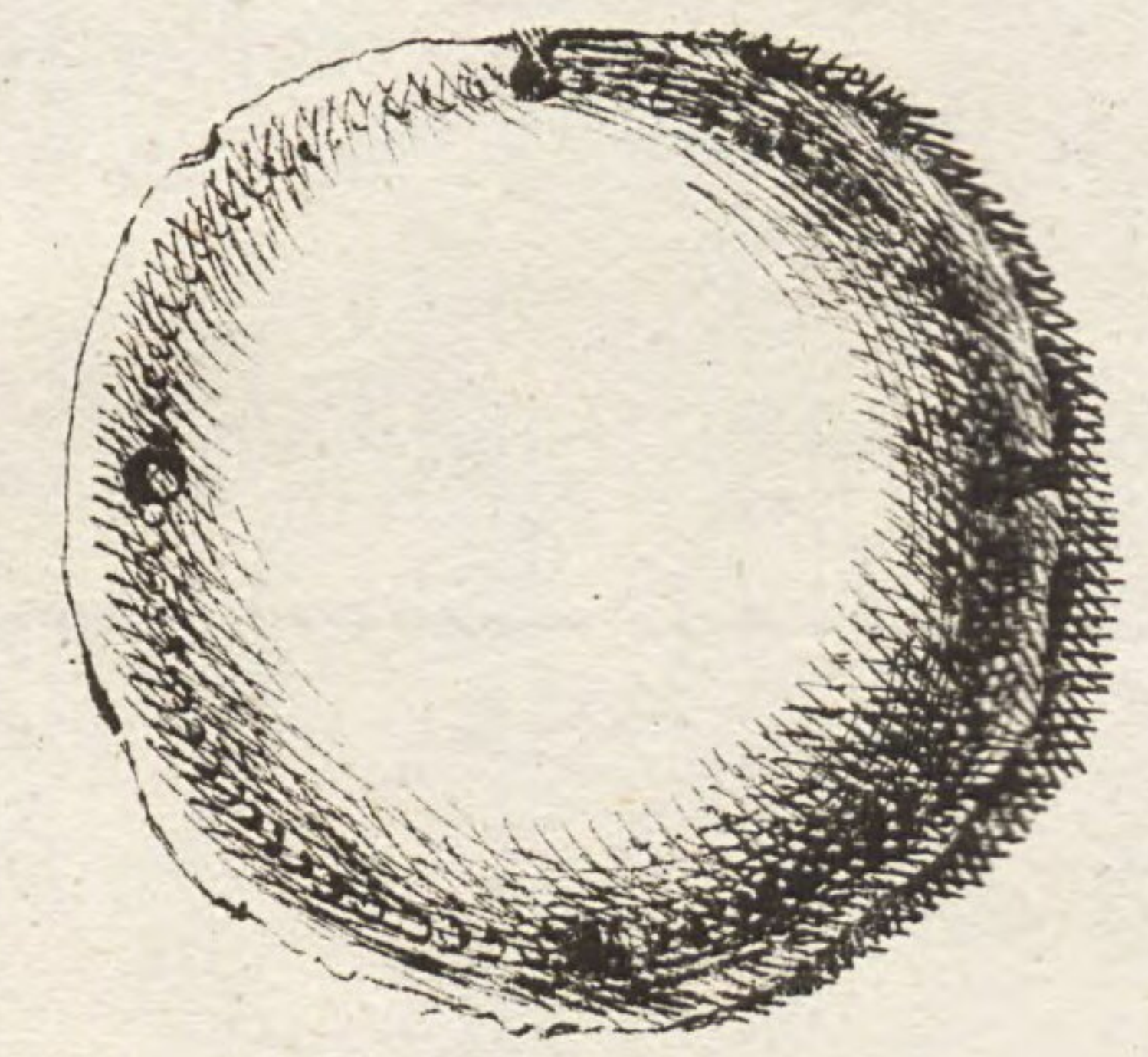
9
r. 40



13
r. 25



2.
r. 38



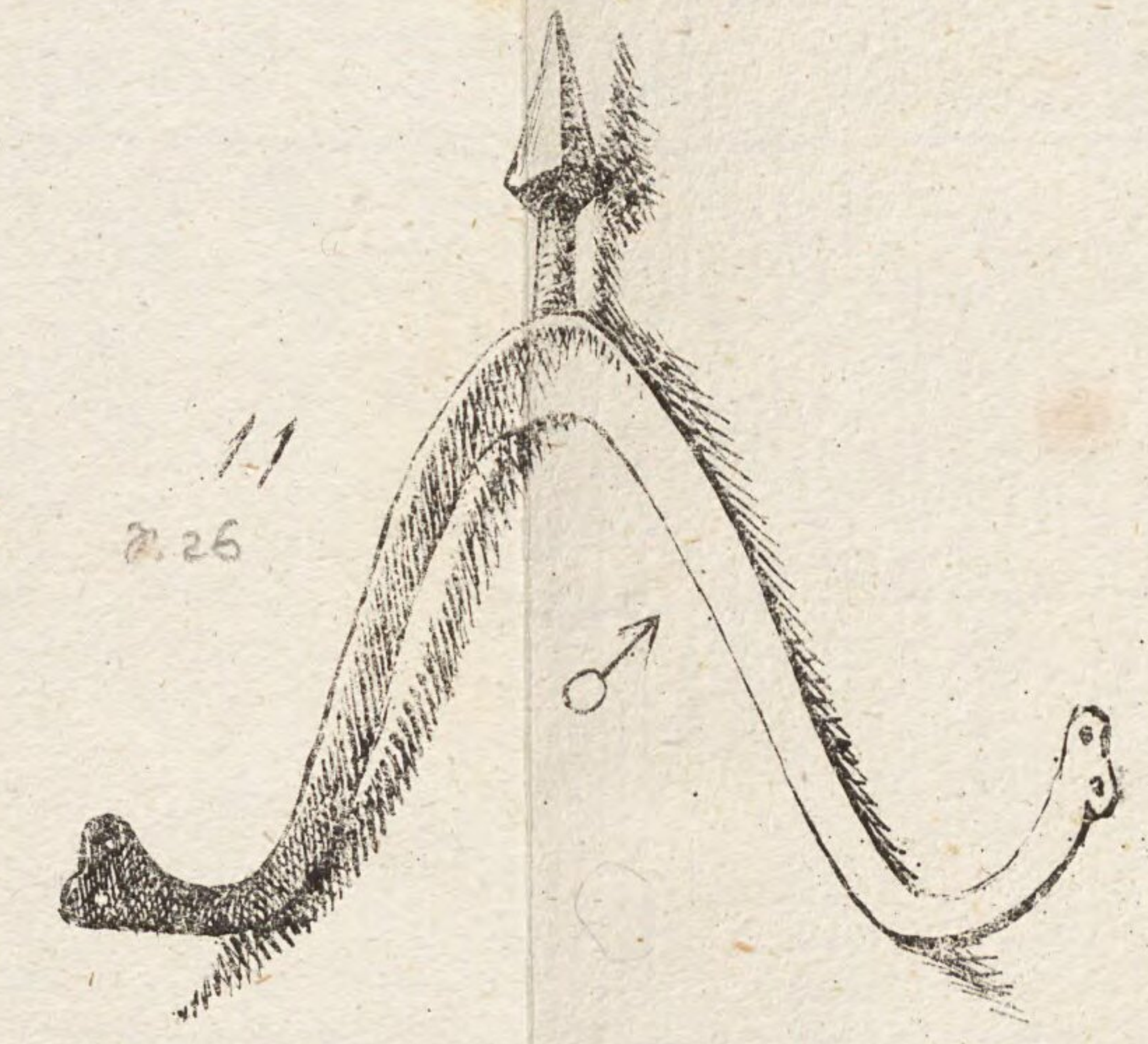
8.
r. 39



10
r. 40



11
r. 26



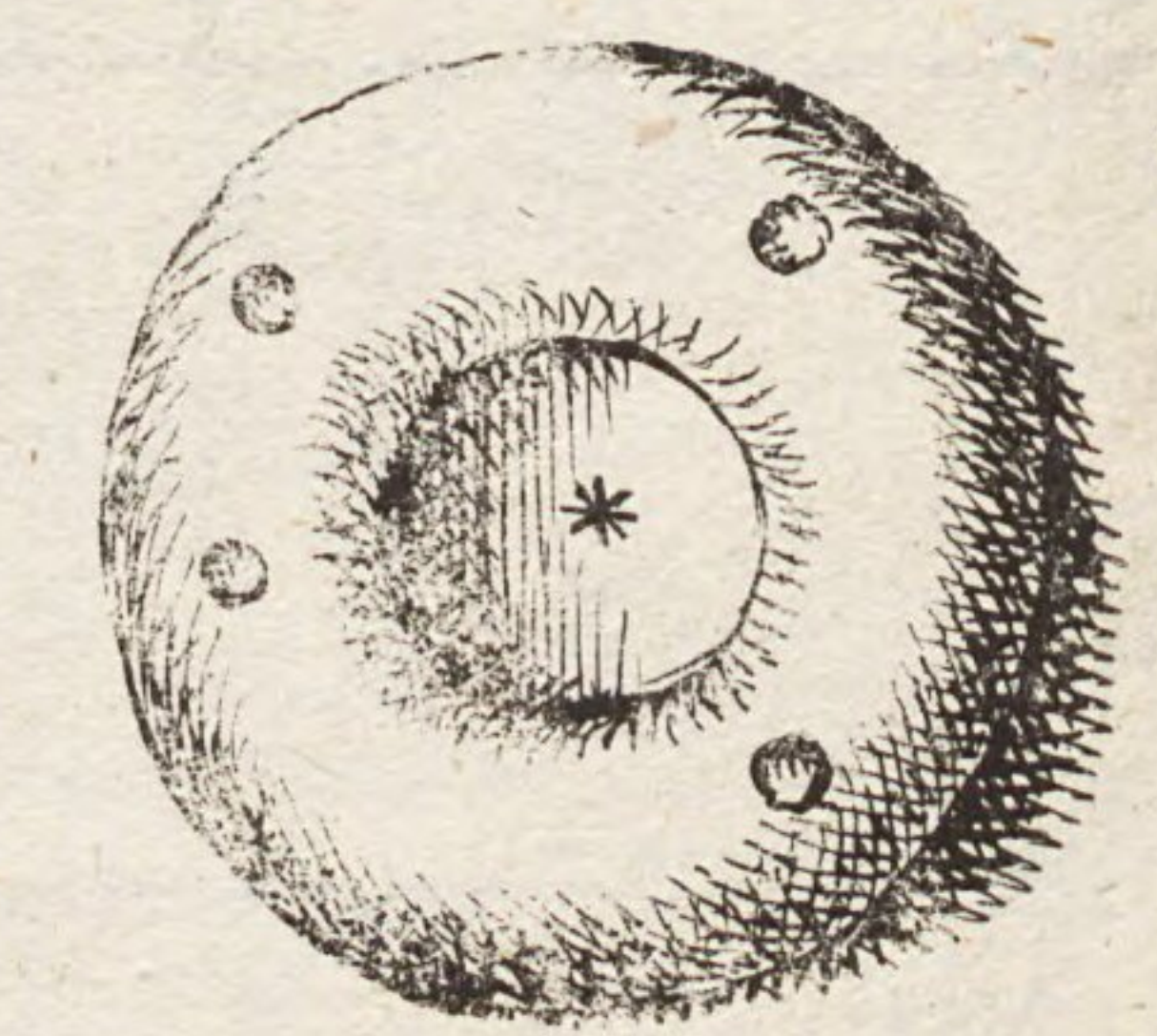
5.



3
r. 38



6.
r. 40



via Archiprimum

12
r. 40



14.
r. 25





Popp, David

Abhandlung über einige alte Grabhügel, welche bei Amberg (im Regen-Kreise
Baierns) entdeckt wurden mit 4 Stein-Abdrücken

Ingolstadt 1821

4 Bavar. 1458

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10334423-5